germ.
1947 E/4 Hoefer

28580.

In der Welt verloren.

Eine Erzählung

von

Edmund Hoefer.

Vierter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1869.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Residenzaffairen.

Man hatte in der Residenz bisher einen Sommer verlebt, der so zu sagen gegen alle Traditionen und Gewohnheiten ihrer Bewohner und zumal der vornehmern Gesellschaft stritt, da er trotz der außerordentlichen Hitze, welche sonst Jedermann in die Weite getrieben haben würde, diesmal für alle Welt eine Art von Verpflichtung, wo nicht wirkliche Nöthigung mit sich brachte, jeden Gedanken an eine Reise aufzugeben und hübsch, vorerst wenigstens, daheim zu bleiben.

Der in den ersten Frühlingstagen stattfindende Thronwechsel war von größerer Wirkung gewesen, als man erwartet hatte; er brachte für sehr Viele innerhalb wie außerhalb der Hofkreise zahlreiche neue Zustände und

Verhältnisse mit sich, und selbst wer nicht durch diese ausdrücklich betroffen und gebunden wurde, mochte nicht an eine längere Abwesenheit denken. Es gab gar zu viel Neues zu beobachten, zu befürchten, zu bereden oder zu bespötteln, das man unmöglich in der Ferne durch die Zeitungen erfahren oder gar erst nach seiner Rückkehr sich zutragen lassen konnte. Fürst Hermann hatte Land und Stadt seit seinem Regierungsantritt an so viele und seltsame Ueberraschungen gewöhnt, daß man keinen Augenblick sicher vor neuen war, und er, der lustige und formlose Herr, nahm die Regierung so straff und fest für sich und alle in die Hand, daß von überflüssiger Muße für keinen Menschen mehr die Rede war.

Der Fürst selbst hatte die Stadt verlassen und das nahe gelegene Lustschloß Schwaneck zum Sommeraufenthalt gewählt, das heißt, um seine sehr beschränkten Ruhestunden dort in Frieden und mit Behagen zu genießen. Des Morgens kam er in die Stadt, um die Vorträge entgegenzunehmen und die laufenden Geschäfte auf das gewissenhafteste zu besorgen; zur Tafel fuhr er wieder hinaus und bewegte sich für den Rest des Tages munter zwischen seinen mehr oder minder zahlreichen Gästen, zwanglos sich betheiligend an den ihnen bereiteten Zerstreuungen und Vergnügungen. Damit

war aber auch Alles erschöpft, was er sich an Muße gestattete, denn am nächsten Morgen begannen schon hier draußen die Geschäfte wieder, und selbst die Mißtrauischen mußten täglich mehr von ihren anfänglichen Sorgen und Befürchtungen zurückkommen.

Das fand denn auch überall statt. Der Fürst benahm sich gegen seinen körperlich und geistig gebrochenen Vorgänger mit der zartesten Rücksicht und verlangte aufs strengste das Gleiche von allen, welche die Umgebung bildeten oder so oder so mit ihm in Berührung kamen, nur allzu geneigt, die alte, bedeutungslos gewordene Größe mit Gleichgültigkeit oder gar Mißachtung zu übersehen. Er ließ unter den Angestellten nur die allernothwendigsten und, wenn man billig sein wollte, völlig gerechtfertigten oder natürlichen Veränderungen eintreten und berief zu den einflußreichsten Stellungen Leute, welchen auch die Mißtrauischen nicht nur die Befähigung, sondern auch gewissermaßen die Berechtigung zu solchem Vorzug zugestehen mußten. Major Bennet, der Vorstand des militärischen Kabinets, war ein allgemein in voller Achtung stehender Mann, und der frühere Staatsanwalt von Diringshofen, jetzt zum Kabinetsrath ernannt, und gleich dem erstern im vollsten Vertrauen des Fürsten, bot ebenso wie jener schon durch seine Persönlichkeit allein genügende Garantie

gegen die Fortsetzung oder Erneuerung des frühern schrankenlosen und ausgelassenen Treibens.

Herr von Othmaringen, der alte neue Staatsminister, stand bei dem Fürsten freilich im besten Ansehen, doch nur als fester und erfahrener Leiter der Staatsgeschäfte, im Uebrigen und in Allem, was nicht mit derartigen Geschäften zusammenhing, dem Herrn nichts weniger als nahe. Das zeigte sich noch deutlicher in Ansehung der Familie des Ministers, von der augenblicklich allerdings nur die Gemahlin und Schwester anwesend waren. Der Fürst, noch immer unvermählt und dennoch, anscheinend allerdings in bei weitem bessern Sinn als vordem, ein großer Damenfreund, hatte auch in jenem Lustschloß der ältern fürstlichen Verwandten die Vertretung der noch fehlenden Fürstin übertragen, welche seit dem Tode seiner Tante auch in der Stadtresidenz diese Stellung einnahm. Er liebte, wie schon bemerkt, in seinen Mußestunden eine lebhafte Geselligkeit und sah nicht nur wechselnde, sogenannte Tagesgäste um sich, sondern ließ Andere auch zu längerem Aufenthalt einladen, Einzelne so gut wie Familien, eine Gunst, die um so mehr geschätzt und um so dankbarer angenommen wurde, als die fürstlichen Wirthe ihren Gästen solchen Aufenthalt nach Kräften angenehm zu machen suchten. Zu diesen Bevorzugten gehörten die

Othmaringen niemals, und selbst bei Tafel oder bei irgend einem der oft sehr heitern und hübschen Abendfeste begegnete man ihnen selten, auch dann durch nichts weniger als besondere Aufmerksamkeit vom Fürsten und der Prinzessin ausgezeichnet.

Das war aber noch nicht einmal genug. Der Sohn des Hauses, Dagobert, war, wie wir wissen, manche Jahre lang der vertraute Adjutant und der unzertrennliche Begleiter des Herrn gewesen, eingeweiht, wie man annahm, in alle Verhältnisse und betraut mit allen möglichen und unmöglichen Diensten. Wie gering man im Grunde nicht nur in weitern Kreisen, sondern auch unter den sogenannten Freunden über Dagobert denken mochte, eins mußte man ihm dennoch zugestehen, und das war eine tadellose Discretion in Ansehung seines Gebieters und seiner Dienste. Man sah und glaubte ihn daher auch, wo nicht in der Achtung des Herrn — über diesen Punkt konnte man Zweifel haben — so doch im vollen Vertrauen desselben, hielt ihn im gewissen Sinne für unentbehrlich und war beim Regierungswechsel nicht wenig auf die Stellung gespannt, welche er hinfüro einzunehmen haben würde. Wie wir bereits gesagt haben, täuschte man sich indessen in Ansehung der frühern Günstlinge und Genossen des Fürsten und somit auch in Betreff Dagobert's durchaus. Er kehrte weder

zurück von seiner Badereise, wenn man diesen Ausdruck wählen will, noch las oder erfuhr man etwas von einer sicher erwarteten Beförderung oder andern Gnadenbeweisen.

Noch weniger womöglich ward von Hildegard Othmaringen etwas laut, obgleich man im Stillen noch viel sicherer erwartet hatte, sie wieder auftreten und eine hervorragende Stellung im Hofkreise einnehmen zu sehen. Es war freilich selbst in diesen Kreisen niemals eigentlich recht klar geworden, wie weit ihre Verbindung mit dem damaligen Prinzen Hermann gegangen sei, da von den Betheiligten nicht nur, sondern auch von der Familie Alles angewandt war, um diese Verhältnisse in das undurchsichtigste Dunkel zu hüllen. Sie war bald nach der damaligen großen Katastrophe, wie man es hieß, zu Verwandten oder Freunden in die Ferne, Gott mochte wissen wohin, gegangen und seitdem für die Meisten, ja sogar für nahe Freunde der Familie so gut wie verschollen. Man wußte nur, daß sie sich nicht lange nachher verheirathet haben sollte, und hatte hier und da auch wohl den Namen des Gatten gehört. Doch mochte diese Verbindung der Familie eine unwillkommene gewesen sein und ihr die Tochter mehr und mehr entfremdet haben. Es wurde ihrer zum mindesten von den Ihren selten oder nie

gedacht, und dann stets in einer Weise, daß man daraus auch auf eine innere Trennung schließen durfte.

Trotz alledem oder vielleicht gerade wegen dieses beharrlich festgehaltenen seltsamen Dunkels im Verein mit allerhand alten bedenklichen Gerüchten glaubte man an eine sehr, wo nicht allzu genaue Verbindung zwischen ihr und dem Prinzen und erwartete, zumal seit dem Abtritt des alten fürstlichen Paares, welches dazumal seiner ungnädigen Gesinnung besonders gegen die weiblichen Mitglieder der Familie Othmaringen einen ungewöhnlich offenen Ausdruck gegeben hatte, seit der Wiederanstellung des Ministers und seit dem Regierungsantritt des Fürsten Hermann auch hier die endliche, möglicherweise sehr interessante Aufklärung. Dieselbe blieb indessen, wiederholentlich gesagt, vollständig aus. Es wurde selbst in der Familie nicht mehr von der Dame geredet als bisher, das heißt, im Grunde gar nicht; man hörte nichts von ihrem Leben und nichts von ihrem Aufenthalt und vernahm zumal vom Fürsten nichts, was wie eine Erinnerung an sie geklungen hätte, geschweige denn auf eine mögliche Wiederanknüpfung alter Verhältnisse zu deuten gewesen wäre.

Man wußte von mehr als einer Verbindung, in der Prinz Hermann von jeher zu dieser oder jener

Dame der Gesellschaft, ja hier und da auch wohl zu einer Frau anderer Kreise gestanden. Von einem strengen Geheimniß war in derartigen Fällen ebenso wenig die Rede gewesen wie von irgend einer großen oder gar getreuen Neigung. Der Herr liebte den Wechsel und die Freiheit, ganz seinen Wünschen zu folgen, so sehr, daß man wohl nicht mit Unrecht auch seine entschiedene Abneigung gegen eine standesgemäße Ehe, ja gegen diese überhaupt aus dieser seiner Natur abzuleiten geneigt war. Man wurde daher beinahe freudig überrascht, als man schon in der letzten Zeit vor seiner Thronbesteigung und auch noch nach derselben von Unterhandlungen flüstern hörte, welche mit einem benachbarten Hof angeknüpft sein sollten — abgesehen von allem Andern war der Herr der letzte successionsfähige Sproß seines Stammes — und man fühlte sich hier bitterer als in allen übrigen Fällen enttäuscht, als schon in kurzem nicht nur Alles wieder still, sondern obendrein auch noch eine Aeußerung des Fürsten bekannt wurde, welche seine Aneigung gegen jedes feste Band noch entschiedener hervorhob als jemals bisher. Man war also auch nicht wenig gespannt, wohin man ihn zunächst sich wenden sehen würde, und schaute den zu erwartenden Zuständen mit sehr verschiedenen Gefühlen entgegen.

Allein man kam eben nicht aus den Enttäuschungen

heraus. Der Fürst zeigte sich seit seinem Regierungsantritt auch in diesem Punkte verändert, sei es, weil er älter und ruhiger geworden, oder nur im Gefühl seiner neuen Stellung und der ihm durch dieselbe auferlegten Rücksichten. Man beobachtete keine einzige besondere Bevorzugung einer Dame, man wußte von nicht einer neuen Verbindung. Ueberhaupt gab es nur noch eine solche, seit lange schon bekannt und gewissermaßen sanctionirt, die einzige von allen, welcher der Herr jemals wenigstens mit einer Art von Treue stets zu eigen blieb. Das war die frühere Hofdame seiner Schwester Constanze, Eleonore von Beringen, welche seitdem, wie dergleichen arrangirt zu werden pflegt, mit einem Herrn von Brodowski zum Schein verheirathet und längst wieder von demselben getrennt, zum Prinzen stets in einer Art von anerkanntem, vom alten Hofe ignorirtem oder schweigend geduldetem Verhältniß gestanden hatte. Man hatte auch, da die Dinge einmal so standen, am Ende und mit Recht wenig dagegen einwenden können. Die Dame war und blieb die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit selbst, fügte sich in ihre durch nichts weniger als Treue und Rücksicht des fürstlichen Freundes erleichterte Stellung mit anerkennungswerther Geduld und vielem Takt und lebte in größter Zurückgezogenheit. Wenn von einem Einfluß

ihrerseits auf den Fürsten überhaupt die Rede sein durfte, so konnte er nur als ein sehr günstiger, mildernder und beschwichtigender bezeichnet werden. Nach diesem Allem ist es erklärlich, daß man mit der Fortsetzung dieser obendrein einzigen Verbindung allgemein zufrieden war. In der Stellung der Dame veränderte sich nichts. Sie lebte genau so zurückgezogen wie bisher und erschien niemals in den Hofkreisen.

Das waren einige der Zustände, die sich nun allmälig gewissermaßen consolidirt hatten und für die Hofgesellschaft und was mit derselben zusammenhing, zu gewohnten geworden waren. Denn man war inzwischen vom Frühling bis in den Hochsommer gelangt, ja bereits fast über denselben hinaus, und da der Fürst schon seit dem Mai auf dem Lustschloß wohnte und das geschilderte Leben führte, so hatte man allerdings eine hübsche Reihe von Tagen hinter sich und durfte mit einer Art von Sicherheit und Ruhe den kommenden Zeiten entgegensehen. Man fing daher auch nach und nach an, sich daheim ein wenig unruhig zu fühlen und sich allgemach in die Ferne, nach irgend einer Veränderung zu sehnen, ohne deshalb die auf dem Lustschloß gebotenen Unterhaltungen und Zerstreuungen zu unterschätzen oder die Gnade und Gunst des Herrn geringer anzuschlagen. Meinte man doch das Alles

nach einer draußen erlangten Erfrischung, wenn auch in anderer Weise, doch unvermindert wiederfinden zu dürfen und, weil selbst erfrischt, auch frischer und voller genießen zu können.

Da traf mitten in solche Reisewünsche und Reisevorbereitungen und mitten in das, wie gesagt, ein wenig gleichförmige Leben hinein wie ein Blitz aus freiem Himmel die Kunde von dem unerhörten Skandal, der zu ** vorgefallen sein sollte und in seinen Nachwirkungen, sei es direct, sei es indirect, die ganze vornehme Gesellschaft mitbetraf und in eine außerordentliche Aufregung versetzte: Graf Felix, auf den man ohnehin noch von seinem Auftreten in Neapel und seinem folgenden Dienstaustritt, von der schnöde zurückgewiesenen erneuerten Gnade her im Stillen aufmerksam genug war, obschon man dies Interesse natürlich um so weniger zu zeigen wagte, als man den Fürsten durchaus ungnädig gegen ihn gestimmt wußte und von Excellenz Othmaringen, wenn man dieselbe einmal zu irgend einer Aeußerung zu bringen vermochte, die kältesten oder gar mißachtende Worte vernahm. Die Gräfin, die reichste Erbin des Landes, die man leider noch immer nicht persönlich kennen gelernt hatte, von allen aber, die ihr irgend einmal begegnet waren, als die schönste, die anmuthigste, die tadelloseste Frau, als

die Krone und den Vorzug ihrer Kreise rühmen hörte; von der man wußte, daß sie zu Neapel der Liebling des Hofes gewesen und von den höchsten Herrschaften mit ganz außerordentlicher Gnade, ja mit wirklicher zärtlicher Freundschaft beehrt worden war. Und dann endlich Dagobert Othmaringen, der, wenn er überhaupt jemals irgend einen Erfolg bei den Frauen gehabt, etwas, worüber selbst seine besten Bekannten trotz gelegentlicher Andeutungen und Anzeichen noch immer allerhand Zweifel hegten, denselben sicherlich nicht seinen persönlichen Eigenschaften und Vorzügen, sondern etwa seiner einflußreichen Stellung oder — Gott mochte wissen, welchen andern Einflüssen und Motiven zu danken gehabt hatte! Und der sollte — man mußte sich das immer wiederholen — die schönste, vornehmste, zufriedenste und tadelloseste Frau der Welt zu einem solchen, doch wohl einzig nur durch eine überwältigende Leidenschaft zu erklärenden Schritt fortgerissen haben?

Allein je mehr Zweifel man hegte, desto interessanter wurde der Fall, den man doch selbst nicht abzuleugnen vermochte, und man legte sich überall, wo man irgend nur Erklärungen zu finden hoffen konnte, auf das angelegentlichste Horchen und Lauschen, jedes irgend hierher zu deutende Wort auffangend und jede

Miene controlirend, ohne indeſſen leider zu einem nennenswerthen Reſultat zu gelangen. Der Fürſt zumal, auf den und deſſen Aeußerungen man in Anſehung ſeiner Stellung zu dem frühern Vertrauten ſo gut wie zu den Othmaringen überhaupt und neuerdings auch zum Grafen Eylingshauſen faſt am aufmerkſamſten war, täuſchte auch hier wieder die Erwartungen aller, indem er den Fall, mit Ausnahme jener ſpöttiſchen, oben erwähnten Aeußerung, vollſtändig ignorirte. Die Prinzeſſin hatte gleichfalls nur im engſten Cirkel einmal die Bemerkung fallen laſſen, daß Herr von Othmaringen auch hier wieder ſeine Gedankenarmuth und ſeinen geringen Lebenstakt beweiſe, da er doch wohl vorausſehen müſſe, daß gerade für dieſe Frau niemals an einen Platz in der heimiſchen Geſellſchaft zu denken ſei und daß daher auch ſeine eigene Carrière und alle Ausſichten für immer ruinirt ſein würden.

Frau von Vögelsbach, welche in ihrem „unendlichen Mutterſchmerz" die erſte dunkle Kunde durch leidenſchaftliche Mittheilungen aus ihres Sohnes Brief beſtätigt und zur Gewißheit erhoben hatte, war ſeit der Rückkehr von ihrem Bruder ganz auffällig ſtumm geworden, ausgenommen gelegentliche Ausbrüche eines — man möchte faſt ſagen: knirſchenden Zorns und Haſſes

gegen die Familie Dagobert's. Dergleichen war denn am Ende von ihr und ihrer Aufgeregtheit nicht nur zu vermuthen gewesen, sondern mußte auch nach Abrechnung der ihr gewöhnlichen Uebertreibungen sehr erklärlich sein.

Von Dagobert's Familie selbst erfuhr man am allerwenigsten. Der Minister und seine Gattin zum mindesten machten es genau ebenso wie Serenissimus: sie ignorirten den Vorfall so vollständig wie irgend möglich und hatten, wo „alte Freunde" sich dadurch nicht zurückschrecken ließen, die allerkälteste, ja fast unfreundliche Ablehnung ihnen entgegengehalten.

Nur bei zwei Leuten nahm man etwas wahr, das jene oben erwähnten Lauscher belohnte, wenn es auch die vorhandenen Räthsel nicht erklärte, vielmehr ihnen gewissermaßen noch neue hinzufügte. Das war der Ausdruck der Befriedigung, ja des Triumphes, den man in einigen unbewachten Augenblicken nicht nur in den Mienen der Stiftsdame, sondern auch in ihren Aeußerungen zu finden glaubte. „Das ist ganz, wie ich es voraussagte", hatte sie dann einmal, freilich mit ihrem sanftesten Augenaufschlag und der klagendsten Stimme, hinzugefügt. „Wie konnte gerade diese Frau an eines solchen Mannes Seite glücklich bleiben! Sie mußte früher oder später zu Grunde gehen, obendrein in Ver-

hältnissen, die, sagen Sie, was Sie wollen, für das still und einfach erzogene Landkind schon an und für sich gefährlich sein mußten. Man darf wahrhaftig Nachsicht mit ihr haben, aber auch mit dem Grafen. Wie er nun einmal ist, paßte sie nicht für ihn, noch zu ihm. Es ist schade um ihn! Zu ihm gehört eine andere, nicht sanfte, sondern kecke, nicht nachgiebige, sondern stolze und zugleich heitere Natur, die so zu sagen ebenso gut wie er für sich selbst sorgt. Ja, ich gönnte ihm noch jetzt eine solche. Wir haben ja alle das Recht, nach unserer Weise und nach unsern Anlagen glücklich zu werden. Und dem guten, lustigen Felix gelang das leider bisher nicht."

Die zweite, freilich nicht weniger seltsame, ja noch räthselhaftere Aeußerung vernahm man von dem Kabinetsrath Herrn von Diringshofen, der abends in der Soirée gegen mehrere, das Ereigniß gleichfalls beredende und sich in allerhand Zweifeln und Spötteleien ergehende Bekannte plötzlich mit den sehr ernst, beinahe finster betonten Worten hervortrat: „Brechen Sie den Stab noch nicht, meine Herren! Die Schuld ist jedenfalls nicht allein auf der Seite der unglücklichen Frau zu suchen, wie Ihnen meiner Ueberzeugung nach schon dadurch bewiesen wird, daß sie gerade Herrn von Othmaringen zu ihrem Begleiter wählte. Ich will damit

übrigens dem Herrn durchaus nicht zu nahe treten, nur sehe ich seine Stellung für eine andere an, als die Lästerer annehmen zu wollen scheinen. Es gibt aber überdies, wie ich erfahren habe, ein Gerücht, das alle Schuld, ja mehr als nur diese, auf der Seite des Gatten finden will. Ich habe mich darüber nicht zu äußern. Nur bitte ich Sie, halten Sie Ihr Urtheil noch zurück. Die Aufklärung wird nicht ausbleiben."

So war es bisher gewesen. Und nun trat plötzlich eines Abends der jetzt zum Legationssecretär avancirte Herr von Arnaud zu den beim Italiener versammelten Bekannten mit der Nachricht ein, daß er eben auf dem Bahnhofe den gerade anlangenden Dagobert gesehen und begrüßt habe.

„Allein?" riefen sie neugierig und mit spottenden Mienen. „Oder riskirte es auch das Dämchen —"

„Allein, meine Herren!" unterbrach Arnaud sie, selbst mit leichtem spöttischen Lächeln. „Es steckt hier ein neues, wie es aber scheint, für den theuren Dagobert nicht gerade schmeichelhaftes Geheimniß. Denn da ich mir die Bemerkung erlaubte, daß seine Ankunft die Gesellschaft nicht wenig überraschen müsse, meinte er mit seiner — Sie kennen ihn ja! — allergrämlichsten Miene, daß er seiner Ueberzeugung nach schon viel zu lange fortgeblieben sei und das langweilige Bade-

leben gründlich satt bekommen habe. Er fuhr gleich zu Serenissimus hinaus. Bei der Audienz möchte ich, ehrlich gestanden, zugegen sein dürfen!"

Von dieser Audienz war indessen keine Rede gewesen. Der Fürst hatte seinen alten Vertrauten vor allen andern Anwesenden und anscheinend ziemlich kalt empfangen. Schon am gleichen Abend traf Dagobert, wie man bald erfuhr, wieder in der Stadt, bei den Seinen ein und trat auch in den nächsten Tagen seinen Dienst noch nicht an. Man konnte das freilich durch seinen Gesundheitszustand erklären. Derselbe schien während seiner Abwesenheit sich nicht gebessert zu haben.

Zweites Kapitel.

Damenconferenzen.

In dieser Zeit geschah es eines Tags, daß die Stiftsdame Fräulein Aurelie von Othmaringen schon, da sie kaum sich von ihrem Lager erhoben hatte und sich zur sorgfältigsten Morgentoilette unter den Händen ihrer wohlgeschulten Jungfer befand, bei diesem wichtigen Geschäft durch den Eintritt einer andern Dienerin gestört und dadurch in die übelste Laune versetzt wurde. Fräulein von Othmaringen liebte zu dieser Stunde keinerlei Unterbrechung, da das Arrangement und die Vollendung gerade dieser Morgentoilette ohnehin nicht nur eine sehr lange Zeit, sondern auch eine außerordentliche Aufmerksamkeit und die gewissenhafteste Ueberlegung in Anspruch nahm, und noch weniger

liebte sie fremde Zuschauer, gleichviel, ob dieselben auch wie heute nur auf einen Augenblick im Zimmer erschienen und sich mit tadelloser Discretion in gebührender Entfernung hielten. Wie einfach und unstudirt die sanfte Dame den Ihren und der Welt in den verschiedenen Abschnitten des Tags auch sich vorzustellen pflegte, stets der schlichten Natur huldigend und ihr Alter nicht minder als ihre allgemeine Seelenstimmung berücksichtigend, kamen bei dieser Morgentoilette besonders doch stets allerlei Dinge zur Sprache und allerhand Fragen zur Erwägung, von denen, wie gesagt, Niemand außer den beiden Betheiligten etwas verstand oder auch nur zu erfahren brauchte.

Die Zofe meldete den dringenden Wunsch des Herrn Majors, wie Dagobert in der Familie, seinem Range gemäß, benannt zu werden pflegte, der Tante sobald wie möglich seinen Besuch in einer dringenden Angelegenheit machen zu dürfen. Der Herr hatte zwar seine Dienstwohnung im Schloß, lebte jetzt aber, wo er seinen Dienst noch nicht wieder angetreten hatte und es bei der Abwesenheit des Fürsten und aller übrigen hohen Herrschaften in den gewaltigen Gebäuden völlig einsam, fast öde war, einstweilen im Palais seines Vaters.

Fräulein von Othmaringen nahm den Wunsch womöglich noch ungnädiger auf als die Störung; man

wollte überhaupt bemerkt haben, daß sie sich zu dem zurückkehrenden Neffen bei weitem weniger zärtlich stelle als vordem, wo sie ihn als ihren Liebling zu bezeichnen pflegte. Sie sah mit einer ungeduldigen Bewegung nach der Uhr und dann auf ihre Jungfer und sagte, da diese die Achseln zuckte, verdrießlich: „Sage, ich wolle ihn rufen lassen; wo nicht, könne ich ihn erst nach dem Diner empfangen. Ich sei sehr beschäftigt.“ Und da sie die Zofe das Zimmer noch nicht verlassen hörte, fügte sie, auch wieder ohne den Kopf zu wenden, noch verstimmter hinzu: „So geh doch und störe uns nicht!“

„Gnädiges Fräulein, es steht auch ein Diener von der Frau von Brodowska draußen, mit diesem Billet. Er solle auf Antwort warten“, rapportirte die Zofe.

„Von der Brodowska? Auf Antwort warten? Warum nicht gar! Wüßte nicht, was Eleonore so übermäßig Pressantes zu melden hätte!“ sagte die Dame immer verdrießlicher. „Lege es drinnen auf meinen Schreibtisch und sage, ich würde Antwort sagen lassen, sobald ich frei wäre. Genug jetzt! — Daß man auch keinen Augenblick für sich haben soll!“ fügte sie grollend hinzu, als die Dienerin jetzt das Gemach verließ.

Die Toilettengeschäfte gelangten endlich wieder zu einer ruhigen Fortsetzung und endlich zu einer selbstverständlich verspäteten, aber dennoch recht befriedigenden

Vollendung. Ja, als Fräulein von Othmaringen sich zuletzt vor dem großen Ankleidespiegel auf das sorgfältigste musterte und sich von dem Effect aller Einzelnheiten und dem Totaleindruck ihrer Erscheinung überzeugte, glitt ein außerordentlich schmachtendes Lächeln durch ihr träumerisches Gesicht und sie sagte in ihren sanftesten Tönen: „Ich mache Dir mein Compliment, Agathe, Du hast es sehr gut getroffen. Dies weiche Lila steht mir morgens wirklich stets am besten und paßt heute auch so ganz besonders gut zu meinem Teint. Wirklich, dieses erbleichte, zurückgedrängte Roth ist Dir meisterlich gelungen — bewegt und erwartungsvoll — ganz natürlich!“ Und indem sie langsam ihrem anstoßenden Boudoir zuschwebte, fügte sie ein wenig kräftiger hinzu: „Du läßt mich unter keinen Umständen früher stören, als bis die alte unangenehme Person angelangt ist und meine Schwägerin Nachricht schickt.“

Damit trat sie in ihr Zimmer, das sie mit einem Blick überflog, der für das mit dem Säubern und Aufräumen betraute Dienstpersonal unter Umständen zu ziemlich unangenehmen Folgen führen mochte und ganz und gar aus den hohen Regionen herabsank, in denen die Dame für gewöhnlich weit über dem armen Erdenstaub zu weilen liebte; darauf liebkoste sie ein wenig den kleinen, ausnehmend dicken König-Karls-Hund, der

jedoch, infolge des eben angegebenen Embonpoints vielleicht, dieſe Liebesbeweiſe für ſehr überflüſſig und ſehr angreifend zu halten ſchien und ſie keineswegs durch Freundlichkeit vergalt; dann bot ſie dem alten Papagei ein Stückchen Zucker und kraute ihm den dargebotenen Kopf, blickte eine Weile ſchwärmeriſch aus dem Fenſter in den altmodiſchen Garten und trat endlich zum Schreibtiſch, wo ſie aus einer Schale ein kleines Spiegelchen nahm und in demſelben, Gott mochte wiſſen, weshalb, ihre tadelloſen Zähne betrachtete.

Als ſie den Spiegel aufnahm, war ihr Blick auf das Billet der Frau von Brodowska gefallen, glitt indeſſen achtlos vorüber und beſchäftigte ſich vorerſt mit der erwähnten Inſpection. Und erſt als dieſe anſcheinend zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen war und ſie den Spiegel wieder in die Schale gelegt hatte, nahm ſie das Papier auf, beſah die Adreſſe mit einer Art von Mißmuth, wie es ſchien, murmelte etwas von „alberner Geziertheit" oder dergleichen, langte aus einer Schublade des Schreibtiſches — wer hätte es glauben ſollen! — eine Brille heraus und begann, als ſie dieſelbe auf die ein wenig ſcharfe Naſe geſetzt hatte, das Papier zu entfalten und zu leſen. Der Inhalt lautete:

„Mein hochverehrtes gnädiges Fräulein! Wenn Sie ſich freundlich daran erinnern, daß ich morgens

meine Wohnung nicht wohl verlassen kann, so werden Sie vielleicht meine Bitte, mir heute Ihren Besuch zu gönnen, nicht gar zu unbescheiden finden. Es ist eine wirkliche Nothsache und heute Nachmittag würde es schon zu spät sein. Ich kann mich leider nicht klarer ausdrücken und nur anführen, daß es hier sich nicht um mich, sondern um Jemand handelt, der Ihnen sonst sehr am Herzen lag.

Indem ich Sie um eine Bestimmung der Stunde bitte, verbleibe ich, mein gnädiges Fräulein, in alter Verehrung Ihre von Herzen ergebene

Eleonore B."

Als Fräulein von Othmaringen dieses Billet, das nicht nur die schüchterne und ein wenig ängstliche Schreiberin, sondern auch ihre Stellung zu der Stiftsdame und sogar diese selbst in ihrer Eigenthümlichkeit gewissermaßen zu charakterisiren schien, langsam und trotz der Brille nicht ohne Mühe zu Ende gelesen hatte, ließ sie die Hand sinken und schaute mit dem Ausdruck einer gewissen Verblüfftheit gegen das Fenster. Mit einem Male aber zuckte es durch ihren Körper, durch ihre Züge wie ein jäher, großer Schreck, sie schaute noch einmal in das Blatt, sie warf es auf den Tisch.

„Es ist ja kaum zu glauben — zu glauben!" rief sie aus. „Und dennoch, was sollte, was könnte

es anders sein? — Und Dagobert — wäre es möglich —"

Und ohne an die Brille zu denken, die sie noch vor den Augen hatte und unter andern Umständen schwerlich von irgend Jemand erblicken ließ, machte sie eine Bewegung, die man fast nur als sprungartig bezeichnen konnte, gegen den Glockenzug zu und zog an diesem, als sollte er ihr in der Hand bleiben.

„Agathe", rief sie der hereintretenden Jungfer entgegen, „das ist eine große Dummheit! Du mußt mir sogleich eine Droschke an die Gartenpforte rufen lassen, augenblicklich! Keine Einrede, es muß sein!" fügte sie heftig hinzu, da sie die Zofe den Mund zu einer Bemerkung öffnen sah. Und als dieselbe das Gemach verlassen hatte, las sie das Blatt noch einmal, zerriß es dann in die kleinsten Stücke, von denen sie einige in den Kamin und den Rest aus dem Fenster warf, und nahm dann erst die Brille ab und legte sie in die Schublade zurück.

Die Jungfer brachte, als sie wieder eintrat, zum Zeichen, daß dergleichen Privatausfahrten ihrer Herrin nicht ganz ungewöhnlich sein mochten, gleich einen soliden Hut mit großem Schleier und einen ganz schlichten dunkeln Sommermantel mit, wie Beides nicht nur für die Hinterpforte und Droschke, sondern auch zu dem

ausnahmsweise regnerischen Morgen paßte. Sie wagte auch nur noch eine ganz leise Frage, ob das gnädige Fräulein nicht am Ende doch lieber ein anderes Morgenkleid —

„Dazu ist's zu spät, es muß auch so gehen!" unterbrach Aurelie sie ungeduldig und fuhr dann während des Ankleidens rasch und bestimmt fort: „Wenn meine Schwägerin schickt oder sonst Jemand zu mir verlangt, so sagst Du, ich habe plötzlich meine Krämpfe bekommen und sei leider unfähig mich zu zeigen. Zu Dagobert gehst Du aber selbst und sogleich — so viel Zeit wird noch sein — sagst ihm, daß ich zur Brodowska gefahren sei, jedenfalls aber vor der Tafel zurück sein werde und hoffe, ihn dann hier auf mich warten zu finden. Und nun rasch, der Wagen wird hoffentlich da sein! O Agathe, ist das eine Dummheit mit diesem albernen Geschreibe! Hätte sie mir nur sagen lassen, sie müsse mich sehen, so wäre dies Alles nicht vorgekommen und von keinem Mißverständniß die Rede gewesen."

Sie ging jetzt schnell durch die hintern Räumlichkeiten des Palais, die Lauftreppe hinab und durch den Garten, ohne befürchten zu dürfen, daß sie auf diesem Wege von irgend Jemand bemerkt werde. Denn von denen, die in diesem Hause wohnten, war schwerlich

irgend einer bisher anders als durch reinen Zufall in den Garten gekommen. Und Agathe schloß die kleine versteckte Pforte auf und gab dem Kutscher seine Ordre, und zehn Minuten später trat Fräulein von Othmaringen schon in das bescheidene, aber saubere und stille kleine Haus, das Frau von Brodowska nahe am Park des Schlosses inne hatte.

Wie sie die Treppe hinaufstieg, war in ihren Bewegungen, in ihrer Haltung ebenso wenig etwas von der gewöhnlichen Langsamkeit und Mattigkeit zu bemerken, wie in ihren Zügen von dem Schmachten und der sanften Träumerei, die in denselben so zu sagen stereotyp geworden waren. Es erschien in ihnen vielmehr wieder jener Ausdruck, durch den wir schon früher einmal überrascht wurden: das war das Gesicht, das Auge voll Geist und Leben, voll einer sichtbar großen Spannung und doch zugleich auch voll einer vollendeten selbstbewußten Sicherheit, fast als ob es für dieses Menschenkind nichts geben könne, dem es nicht gewachsen sei, mit dem es nicht ohne besondere Anstrengung, ja spielend fertig zu werden vermöge.

Der Diener, der sie droben empfing, machte auch seine tiefste Verbeugung, die herbeigerufene ältliche Kammerfrau ihren respektvollsten Knix. „Welch ein Glück, gnädiges Fräulein! Die gnädige Frau waren

ganz außer ſich über Ihre Antwort und wären am liebſten ſelbſt zu Ihnen gegangen!“ ſagte ſie in dem Flüſterton ſolcher alten vertrauten Dienſtboten, indem ſie die Dame in den Salon begleitete.

Frau von Brodowska kam ihnen entgegen. Beim Anblick des Beſuchs ging ein wahrhaft glückliches Leuchten durch das ſtille, ſanfte Geſicht. „O mein theures Fräulein, wie beglücken Sie mich durch dieſen Entſchluß!“ ſagte ſie, Aureliens Hand erhebend, als wolle ſie dieſelbe an ihre Lippen ziehen.

Fräulein von Othmaringen zog ſie aber leiſe zurück. „Bitte, Liebe!“ entgegnete ſie haſtig. „Sagen Sie mir nur, irre ich mich nicht? Iſt ſie's? Und weshalb hier bei Ihnen? Weshalb dieſe Eile?“

„Ach Gott, ich verſtehe es auch nicht! Aber kommen Sie, kommen Sie! Sie iſt ſo unruhig, ſo erregt, ſo gereizt! Bitte, bitte, ſeien Sie freundlich und geduldig!“

Es ging in dem Aeußern der Stiftsdame eine plötzliche Veränderung vor, die für jeden Beobachter auffällig genug geweſen ſein dürfte, während freilich die ſchüchterne und obendrein ſichtbar bewegte Frau vom Hauſe ſchwerlich etwas von derſelben bemerken mochte: wie mit einem Schlage kehrte der Gang, die Haltung, der Ausdruck ihrer Züge, jede Bewegung, die geſammte

Erscheinung Aureliens zu ihrer — wir müssen wohl sagen: Alltäglichkeit zurück, und als sie nun mit ihrer Begleiterin in das stille Nebenzimmer trat und den geheimnißvollen Gast vor sich sah, erfolgte eine Bewegung des sehnsuchtsvollsten Vorwärtsstrebens und zugleich des schreckenvollsten Zurückbebens, welche auch der ersten Schauspielerin der Welt noch zur Ehre gereicht haben würde, und ihre Hände langsam erhebend und vor die Augen legend, ließ sie ihre Stimme in den klagendsten Tönen laut werden: „O Hildegard, mein Kind, wie muß ich Dich wiedersehen!“

„Bitte, Tante, meine Zeit ist sehr gemessen! Laß uns keine Komödie spielen!“ entgegnete die Dame, die, im einfachen, aber eleganten Reisekleid, in tadelloser Haltung mitten im Zimmer stand und keinen Schritt machen zu wollen schien, der sie den Eintretenden genähert hätte. Ihre Stimme klang scharf und präcis, ihr Blick war dunkel und fest, in ihren Zügen erschien nichts von einer milden, geschweige denn herzlichen Regung. Und das Alles blieb auch so, als Aurelie nun die Hände wieder ebenso langsam sinken ließ, und, die Augen und die Stimme voll leidenvollster Klage, hervorhauchte: „Ach Hildegard, mein Liebling, wie bist Du grausam! Ach Eleonore, Theure, Sie fühlen es mir nach, wie mein Herz zittert! O dies Wieder-

ſehen nach ſo viel trauervollen Jahren, nach ſo furchtbaren, mein Herz brechenden Ereigniſſen! O wie könnte ich —"

„Und die Jahre ſind um", fiel Hildegard womöglich noch härter und herber ein, „und die Ereigniſſe ſind überwunden und obendrein von Dir und allen ſo viel beſprochen, bekrittelt, hin und her gedreht worden und Gott weiß, was noch Alles, daß ſie wirklich abgethan ſein könnten. Alſo nochmals, Tante, meine Zeit iſt gemeſſen. Ich will und muß heute Nachmittag wieder abreiſen und habe, wenn Du anders Dich ſo weit faſſen kannſt, mit Dir noch Allerlei zu reden."

Die Stiftsdame ſeufzte. „Ich muß mich ſetzen, mir zittern die Kniee", ſagte ſie, die That den Worten folgen laſſend. Nur war es bei dieſer Stimmung ſeltſam, daß ſie noch Sinn für das Arrangement ihres Morgenkleides hatte und daſſelbe auf das zierlichſte ausbreitete, eine Bewegung, über die Hildegard, die Freundin anblickend, die Achſeln zuckte. Und erſt dann fuhr ſie mit einem neuen Seufzer fort: „Erkläre mir nur, mein Engelskind, weshalb Du hierher, zu Eleonoren, und nicht zu Deinen Aeltern gingſt und nun, wie es ſcheint, ſcheiden willſt, ohne ſie geſehen zu haben. Das iſt grauſam, o gar zu grauſam, Hildegard!"

Wir haben ſchon vordem geſagt — denn daß wir

hier Frau von Reuterholm wieder begegnen, wird keiner Erklärung bedürfen — daß das Geſicht Hildegard's ſich gegen früher zu ſeinem außerordentlichen Vortheil verändert hatte und aus dem ſchnippiſchen Doſenbildchen zu einem in gewiſſem Sinne wahrhaft ſchönen, vom Leben ausgearbeiteten, von Geiſt durchleuchteten Antlitz geworden war. Man ſah das recht klar in dieſem Augenblick, wo die Worte der Tante erſichtlich einen tiefen, freilich nichts weniger als milden und freundlichen Eindruck auf ſie gemacht hatten: die Stirn war leicht gefaltet und aus den Augen brach ein dunkler Blick hervor, mit einem Wort, in ihren Augen war kein Hochmuth mehr, ſondern ein faſt [illegible] Stolz und nicht minder etwas wie eine auch wieder finſtere Erinnerung an alte ſchwere Zeiten. Und ſo verſetzte ſie denn auch: „Wie ich zu den Aeltern gehen ſollte, das verſtehen wir, glaube ich, alle drei nicht; ich wiederhole es, wir wollen keine Umſtände machen, noch Komödie ſpielen. Daß ich nicht offen, ſondern nur im tiefſten Incognito hier ſein will, muß Dir klar geworden ſein, und ebenſo, daß ich nach nichts weniger als Erörterungen und Redensarten über die alten abgethanen und nicht mehr zu ändernden Affairen verlange."

„Und dies Incognito glaubſt Du hier geſicherter als —

zum Beispiel bei mir?“ fragte Aurelie weich und in sanft zweifelndem Tone, während ihr Blick, der dabei zur Frau vom Hause hinüberstreifte, anzudeuten schien, daß sie die Sache im Grunde ganz anders ansah. „Können Sie denn das versprechen, Liebe, ohne gelegentliche Unannehmlichkeiten? Sie schrieben mir, daß Sie morgens Ihr Haus nicht wohl verlassen könnten, und ebenso, dächte ich —“ Sie brach achselzuckend ab.

„Das habe auch ich Hildegard gesagt“, bemerkte Frau von Brodowska befangen. „Falls Serenissimus, was ich heute freilich nicht erwarten kann, mir heute Mittag die Ehre eines Besuchs gewährte, wäre ich außer Stande, ihre Anwesenheit zu verheimlichen. Aber —“

„Aber ich sagte“, fiel Hildegard ein, „daß ich das in solchem Falle auch nicht beanspruche. Daß ich nicht Seine Hoheit suche, weiß Seine Hoheit selbst gut genug, und daß Seiner Hoheit meine Anwesenheit auf einen halben Tag gleichgültig ist, weiß ich. Sollte er mich wider Erwarten suchen wollen, so habe ich auch dagegen nichts. Ich bin nicht schreckhaft und ebenso wenig unklar. Und nun wollen wir diese Niaiserien gehen lassen und auf die Hauptsache kommen. Bleibe Du ruhig da, Eleonore“, unterbrach sie sich, da sie die bescheidene Freundin im Begriff sah, das Zimmer zu

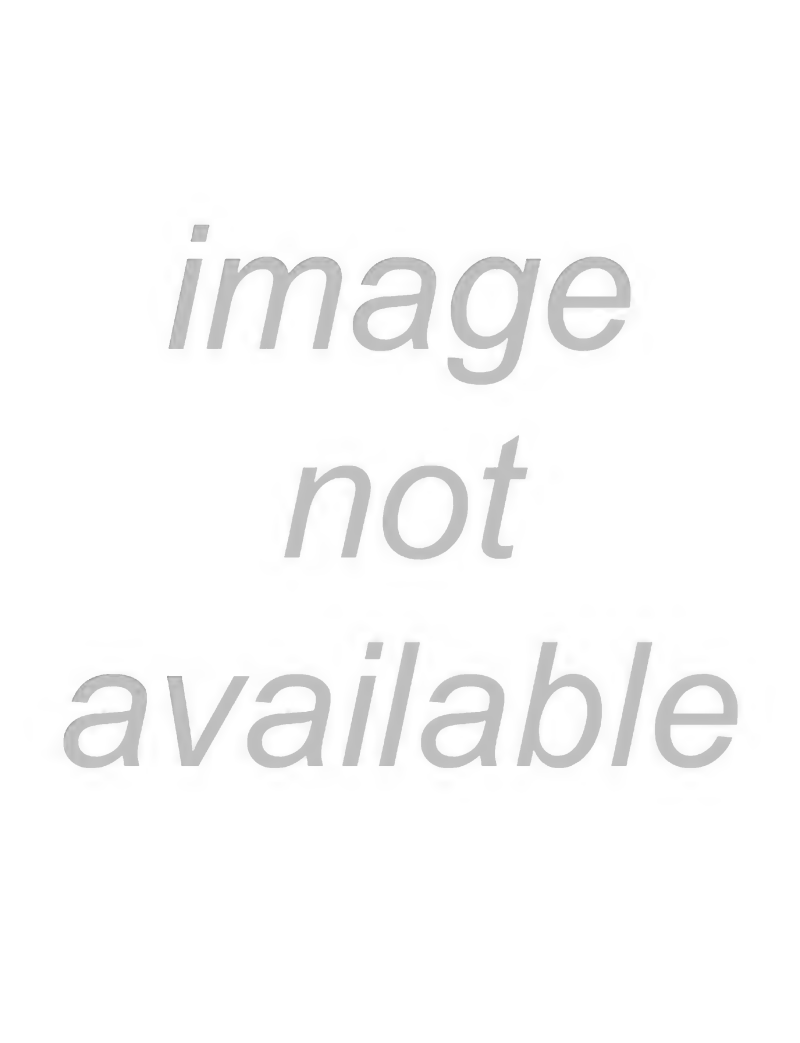
image
not
available

Die Stiftsdame nickte leise. „Das wird wohl so sein. Es hat mir um Euret- und unser aller willen und nicht am wenigsten das Herz schwer gemacht", sprach sie, zum ersten Mal in einem einigermaßen natürlichen Tone. „Deine Unversöhnlichkeit hat mich betrübt. Denn es ist doch Dein Bruder, und wie er stand und wie die Dinge standen, konnte er doch wahrhaftig kaum anders, als seinen Auftrag damals erfüllen! Allein ich sehe, Dir sind diese Erinnerungen unangenehm, also lassen wir das. Und um auf Deine Fragen zu kommen", fuhr sie fort, „sage mir nur um Gotteswillen, weshalb gerade Du dies Alles auf Dich genommen hast? Mir scheint, daß der Graf, zumal doch Alles seine Affairen sind, selbst am besten —"

„Das lasse gut sein, Tante", unterbrach Hildegard sie mit einem mißmuthigen Zuge. „Von Felix' Geschick in derartigen Verhandlungen und Nachforschungen ist, fürchte ich, nicht viel zu sagen; ich gestehe Dir ganz ehrlich, daß er sich in dieser ganzen Angelegenheit mit einer Thorheit, ja Tollheit benommen hat, die mich, wenn sie nicht zu meinem Plan gestimmt hätte, fast unabweislich zurückgeschreckt haben würde. Davon abgesehen aber läßt es sich begreifen, daß er nicht Lust hat, sich möglicherweise einem Widerstande oder gar directen Verbot seines Uebertritts nach —n auszusetzen, oder gar

etwaigen Verleumdungen entgegentreten zu müssen — denn daß dergleichen im Gange sind, wissen wir — bevor er sie durch einen Hinweis auf das Weiterleben Charlottens widerlegen kann. Und daher vor allen Dingen: wo ist sie, was treibt sie und weshalb hat Dagobert sich von ihr getrennt?"

Die Stiftsdame hatte jetzt ihre schmachtende Zartheit vollständig überwunden und schien mit all ihrem Nachdenken und ihrem ganzen Verstande bei der Sache zu sein. „Da wendest Du Dich leider an die Unrechte", versetzte sie kopfschüttelnd. „Ich weiß nur, daß Dein Bruder sehr verdrießlich zurückgekommen ist und sich kaum zu Andeutungen herbeilassen will. Was eigentlich vorgefallen ist, ahne ich nicht. Sie scheint mir aber fast eine sentimentale Gans zu sein, die ihren Schritt jetzt bereut, zu dem sie selbst, Dagobert weiß nicht was fortgerissen hat, und ihn durch ganz besondere Tugendhaftigkeit büßen und sich, auch wieder durch diese Tugendhaftigkeit, in den Augen der Welt wiederherstellen will. So hat sie ihn, denk' ich mir, entweder schlecht behandelt, oder ist so langweilig gewesen, bis selbst er es nicht länger aushielt und entfloh. Daß dazu etwas gehört, wo er sich einmal auf etwas gesetzt hat und schon so viel an seinen Zweck wandte, das wissen wir, und das geht auch aus seiner Verdrießlichkeit und Verstimmung

hervor. Kurz, mein Kind, für ihn scheint da leider gar nichts mehr zu machen zu sein. Doch Du mußt ganz nothwendig heute noch hier bleiben!“ redete sie mit überlegendem Ausdruck nach einer kurzen Pause weiter. „Es ist möglich, nein, fast gewiß, daß ich Dir heute Abend mehr sagen kann. Die alte Vögelsbach hat sich bei Deiner Mutter zu heute Mittag angemeldet, und das kann, wie wir mit einander bisher standen, nur einen ganz besondern und natürlich hierauf bezüglichen Grund haben. Und zweitens verlangte Dagobert heute mit großer Angelegentlichkeit nach einem Gespräch mit mir, was doch wohl, wenn er nicht von Deiner Anwesenheit erfahren hat, gleichfalls sich auf diese Dinge beziehen dürfte. Also?“

Hildegard schüttelte den Kopf. „Es wird nicht möglich sein“, entgegnete sie nachdenklich, fast finster. „Ich habe ihm versprochen, in kürzester Zeit zurückzukehren, und ich möchte nicht gleich anfangs eine Täuschung verschulden, und — genug, Deine Nachrichten können wir ja auch brieflich erhalten, zumal, wo sie ist — das sagtest Du noch nicht, Tante! — und weshalb Dagobert von ihr ging. Ich muß gestehen, dies erscheint mir wie ein böser Strich durch seine Rechnung“, fügte sie noch nachdenklicher hinzu, ganz zurückgesunken in die tiefen Polster, sodaß man bei dem trüben Tage und den schattenden

schweren Fenstervorhängen kaum die Züge ihres Gesichts recht unterscheiden konnte. „Sie hat ohnehin mehr Theilnahme und mehr Entschuldiger gefunden, scheint's, als man irgend erwarten konnte, ja es hieß sogar —" und jetzt sah man's dennoch, daß ein tief verächtliches Lächeln durch ihr Gesicht glitt — „daß gerade diese Abreise mit Dagobert sie gewissermaßen frei spreche, denn daß sie nicht um seinetwillen gegangen, sehe und wisse Jedermann. Nun diese schnelle Trennung dazu — habt Ihr irgend ein Anzeichen, eine Ahnung, daß jener — jener Bilingsfelden oder sonst Jemand —"

„Behüt' uns Gott, was Alles! Wie viel Worte, wie viel Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten um solche Bagatelle!" sagte die Stiftsdame plötzlich mit einem Anklang von Verachtung und einem hohen Achselzucken. „Dagobert hat sie, glaub' ich, in G. verlassen, das zu Eurer Beruhigung, wenn Euch daran so viel gelegen ist, und man wird von dort denn wohl ihre Spur verfolgen können. Wie Euch aber so viel daran gelegen sein kann, begreife ich nicht. Sie ist fortgelaufen, das steht fest und nimmt kein Mensch von ihr ab; sie hat sich damit nicht nur von ihrem Gemahl, sondern auch von ihrem Vater geschieden; daß sie da nicht wieder zu Gnaden angenommen wird, dafür stehe ich. Was und ob etwas dabei für Euch herauskommt, das weiß ich nicht und

ebenſo wenig, was Felix dabei gewinnt. Ich fürchte aber, daß es gar nichts ſein wird. Der Alte iſt von jeher zäh geweſen und obendrein voll beſonderer, verſchrobener Ideen und Einfälle. Daher muß ich denn auch ſagen, daß ich noch gar nicht mit mir einig bin, ob es klug von Dir war und iſt, meine Liebe, daß Du Dich ſo weit mit ihm einließeſt und noch weiter einlaſſen willſt —"

„Erlaube, Tante, das iſt meine Sache", fiel Hildegard in ihrer hochmüthigſten Weiſe ein. „Ich habe mir, wie ich denke, nicht nur das Recht erworben, ſondern auch meine Fähigkeit bewieſen, ſelbſt für mich zu ſorgen."

Fräulein von Othmaringen zuckte von neuem die Achſeln. „Alſo, wie Du denkſt, meine Liebe! Lieber Gott, hebt ſich die alte Jugendliebe aus ihrem Grabe? Aber wenn Du einmal ſo entſchieden biſt, verſtehe ich Dein oder Euer Zagen und Sorgen noch weniger. Seht Euch nicht mehr um, ſondern macht Euren Weg —"

„Das iſt leicht geſagt, Tante", fiel Hildegard wieder mit finſterem Ausdruck ein. „Du vergißt, daß eine wirkliche Scheidung, zumal ohne ihre Zuſtimmung, faſt zur Unmöglichkeit wird. Und ob ſie, wie ſie erzogen iſt und denkt, zu einer ſolchen Zuſtimmung zu vermögen ſein wird —"

„Bah, ſie! Und der Herr Graf, iſt er ſo gläubig

und fromm, daß er nöthigenfalls vor einem Uebertritt zurückschreckt? Das wäre mir doch sehr neu!" sagte die Stiftsdame voll scharfen Hohns.

„Und dennoch vielleicht sehr erklärlich", entgegnete Hildegard hörbar gereizt. „Sage es Dir selbst, was für einen Eindruck ein solcher Schritt unter diesen Umständen, um unseres Zwecks willen, bei seinen Aussichten und Wünschen machen würde, ganz abgesehen davon, daß auch an dem Besitz von Eylingshausen, seinem einzigen, irgend eine derartige Bedingung haftet. Du siehst, wir haben auch dies bedacht, allein es ist nichts. Und es bleibt hier ein Hinderniß, an dem vielleicht noch Alles scheitert, dessen Forträumung zum mindesten sehr schwer und gar nicht abzusehen ist —"

„Reden, Reden, Reden!" fiel Aurelie ungeduldig und zugleich hart ein. „Nochmals, bei Eurer und zumal Deiner gerühmten Entschlossenheit ist mir das räthselhaft! Seid Ihr denn Kinder im Leben, in der Welt, daß Ihr keine Hülfe wißt und keine Wege seht, wo sogar ich einfaches und einsiedlerisches Menschenkind mehr als einen erblicke? Bei den Verbindungen, die der Graf zu Rom hat oder doch haben sollte, dürfte es ihm kaum schwer fallen, die nahe Verwandtschaft geltend zu machen. Das wäre zum Beispiel schon ein Weg und zwar ein außerordentlich achtungswerther", redete sie hohnvoll

weiter. „Oder wenn auch der nicht gefällt, sollte es so ganz unsaglich schwer sein, eine Frau, die einen solchen Schritt gethan und sich dadurch — trotz der sogenannten Theilnahme — völlig isolirt hat, zum Nachgeben, zu Eurem Willen zu — bekehren? Lieber Gott!"

„Isolirt? Du irrst!" sagte Hildegard finster. „Bilingsfelden ist ihr nachgereist, und jene Henriette scheint das gleichfalls gethan zu haben; sie ist wenigstens aus ** schon am Tage nach der Katastrophe verschwunden. Felix legt keinen Werth darauf, ich habe aber meine eigenen Gedanken darüber und zwar um so ernstere, als zwischen ihr und Felix noch irgend etwas zu walten scheint, das ich bisher nicht herausbrachte, das aber für ihn von Bedeutung, wo nicht gefährlich werden könnte. Endlich die Prinzessin Constanze, die sie auf ihrer Reise vor einigen Monaten ausdrücklich aufsuchte —"

„Ja, ich sehe schon! Da bleibt denn freilich für Euch arme Menschen nichts Anderes übrig, als auf ihren Tod zu hoffen", fiel die Stiftsdame, trotz des Hohns, mit einer Trockenheit ein, welche die schweigend zuhörende Eleonore sichtbar mit einer Art von Schrecken erfüllte und selbst Hildegard betroffen aufsehen ließ. Doch faßte die letztere sich sogleich wieder und meinte mit einem Anklange des alten Hochmuths: „Dein Spott ist wohlfeil, Tante, ja für Felix und mich trifft er nicht einmal zu —"

„Spott?“ unterbrach Aurelie sie mit einem Blick und Ton, die beide Zuhörerinnen von neuem bestürzten. „Ich habe in meinem Leben nicht ernster gedacht und geredet! Solche Tugendheldinnen und büßende Magdalenen sterben ja gemeiniglich sehr bald an gebrochenem Herzen oder dergleichen. Das ist eine so alte und sichere Erfahrung, daß ich, zumal in diesem Fall, fast bestimmt darauf rechne, sie bald bestätigt zu sehen.“

Es blieb unentschieden, ob sie mit diesen seltsamen Worten schließen oder ihnen noch etwas hinzufügen wollte, da in diesem Augenblick die ältliche Kammerfrau leise in das Zimmer trat und ihrer Gebieterin etwas zuflüsterte.

Frau von Brodowska erhob sich rasch. „Man sagt mir, daß Seine Hoheit so eben in die Gartenpforte getreten sind“, sprach sie mit bemerkbarer Aengstlichkeit. „Ich habe Dir gesagt, theure Hilda, daß ich in solchem Fall völlig außer Stande bin —“

„Sei doch ruhig, Kind! Wir haben das ja bereits abgemacht“, unterbrach Hildegard ihre Worte und stand auf. „Wir stören Dich gewiß nicht, und auch Seine Hoheit kann, wenn er anders will, meine Anwesenheit völlig ignoriren. Komm mit, Tante, wir wollen in Leonorens Schlafzimmer gehen. Da sind wir Niemand im Wege. Wenn es so verlangt wird, lasse mich rufen.“

Es geschah nach ihrem Vorschlag, aber der Ruf er-

folgte nicht, zur Erleichterung für alle vermuthlich. Tante und Nichte hatten zum mindesten noch viel mit einander zu reden, bevor die erstere das stille kleine Haus verließ.

Der Fürst hatte, wie Eleonore später der Freundin erzählte, die Erwähnung ihrer Anwesenheit ohne irgend eine Erwiderung gelassen, vielmehr, als habe er gar nichts gehört, wie gewöhnlich über Alles und nichts weiter geredet und dem leichten Frühstück, das er bei diesen Besuchen zu finden liebte, in aller Ruhe zugesprochen. Nur beim Fortgehen hatte er ganz kurz ihrer baldigen Abreise gedacht.

Hildegard hörte diese Mittheilung gleichfalls ohne Gegenbemerkung an. Sie war sichtbar zerstreut und voll schwerer, düsterer Gedanken. Ihre Abreise verschob sie noch. Sie schrieb statt dessen einen langen Brief und bat die Freundin, ihn noch am Abend auf das Eisenbahnpostamt zu senden.

Drittes Kapitel.

Alte Liebe roſtet nicht.

Ob Herr Dagobert von Othmaringen mittags ſeinen Wunſch erfüllt ſah und in einer Conferenz mit ſeiner Tante ſein Herz ausſchüttete, und was dieſe Confeſſionen enthalten haben mochten, iſt uns nicht bekannt geworden. Wenn man aber nach dem Ausdruck ſeiner Mienen und nach ſeinem ſonſtigen Verhalten ſchließen darf, war das Reſultat keinesfalls ein erfreuliches und befriedigendes geweſen, und dieſer Schluß wurde auch durch das beſtätigt, was man an der Stiftsdame während der Mittagsverſammlung der Familie wahrnahm. Mürriſcher und verdrießlicher hatte man den Herrn Sohn und zerſtreuter und weniger zart und ſchmachtend das Fräulein Tante noch niemals zu dieſer Stunde erblickt, und da Seine Exellenz der Herr Miniſter, wie

gewöhnlich, mehr aßen und tranken als plauderten und die Frau Gemahlin sich noch steifer und absprechender zu geben beliebte als je, so war das heutige Diner im Palais des Staatsministers entschieden eins der langweiligsten und drückendsten, welche zu irgend einer Zeit die Familie und ein paar unglückliche Gäste im Speisesaal versammelt hatten. Diese letztern zogen sich denn auch, fast ohne den Kaffee zu erwarten, in aller Eile zurück, mit tiefen Verbeugungen und leichten Händedrücken für die „angenehmen Stunden" dankend, während die Trinkgelder, welche die Dienerschaft draußen empfing, leider von einer ganz andern Stimmung Kunde gaben.

Als sich hinter dem letzten die Thür geschlossen hatte, ließen auch die drei Familienglieder — Seine Exellenz hatte sich bereits nach dem letzten Händedruck kurzweg umgedreht und sich zähnestochernd gegen sein Kabinet zu entfernt — ihre Tassen halbgeleert stehen und spazierten ohne weitere Complimente auseinander, so stumm und gleichgültig, als ob sie auch nicht einen Gedanken mehr, geschweige denn ein Wort für die Andern hätten.

„Nichts eingelaufen? Niemand dagewesen?" fragte Dagobert seinen von ihm Dummkopf titulirten klugen Diener, der beim Eintritt des Herrn ins Vorzimmer

der Junggesellenwohnung einigermaßen überrascht von der Lectüre eines Leihbibliothekenbandes auffuhr und mit ungewöhnlichen Respekt eine verneinende Antwort gab. Und sei es nun, daß Dagobert's Gedanken, schon ohnehin fernab von der Gegenwart und seiner Umgebung, durch diese Kunde noch mehr abgelenkt wurden, oder daß er aus irgend einem Grunde nachsichtiger als gewöhnlich war, er ließ die Sünde des Dieners, der die Lectüre des Herrn zu der seinen gemacht hatte, für jetzt ungerügt, schaute einen Augenblick durch das Fenster in die Nebenstraße hinab und ging nach einigen gemurmelten Worten, die etwa wie „Das ist denn der Dank!" klangen, in sein anstoßendes Zimmer. In der Thür drehte er sich jedoch noch einmal um, sagte barsch: „Ich will nicht gestört werden!" und drückte forttretend die Thür ins Schloß.

Der Diener wartete, bis sich jedes Geräusch verloren hatte. Dann wandte er sich wieder seinem Stuhl am Tisch und dem Buche zu. „Ja, ja", sagte er dabei kopfnickend und mit ziemlich verdießlichem Ausdruck vor sich hin, „verdenken kann ich's ihm nicht, 's ist zum Teufelholen langweilig hier! Und wenn's noch lange so fort geht und er sich's gefallen läßt, ich werde mich hüten!" Damit schlug er das Buch wieder auf und stützte den Kopf zur aufmerksamen Lectüre auf die Hand.

Es blieb eine geraume Zeit völlig still, denn die Zeit der Siesta, wie wir der Kürze halber sagen wollen, war von jeher im Hotel Othmaringen eine gewissermaßen geheiligte und für das gesammte Dienstpersonal obendrein die willkommenste des ganzen Tags, da es während derselben, die seltensten Fälle abgerechnet, sich einer völligen Freiheit erfreute und ungehindert seinen Privatvergnügungen und Unterhaltungen nachleben konnte, vorausgesetzt, daß dieselben nicht gar zu lärmend wurden. Man saß dann — die Dienerschaft war seit der Wiederanstellung des Ministers viel zahlreicher geworden — gemeiniglich ganz munter bei einander und trank entschieden bessern Kaffee als die Herrschaft; man hielt auf diese Stunde der Geselligkeit und des Gedankenaustausches mit großer Zähigkeit und war sehr übler Laune, falls man einmal durch irgend etwas verhindert wurde, an ihren Freuden Theil zu nehmen. Dies galt von Dagobert's Diener ebenso sehr, wo nicht mehr, als von allen andern, und es mußte daher schon etwas ausnehmend Interessantes sein, das ihn die ihm aufgenöthigte Einsamkeit so geduldig ertragen ließ. Denn obgleich der Gebieter sein Dableiben nicht ausdrücklich befohlen hatte, war doch die erlassene Ordre viel zu bestimmt, als daß selbst Meister Christoph — diesen schlichten Namen führte er bekanntlich — es auf

eine zwar nicht zu erwartende, aber immerhin doch mögliche Störung in seiner Abwesenheit hätte ankommen lassen mögen.

Und siehe da, das nicht zu Erwartende trat heute wirklich ein. Die Thür öffnete sich plötzlich, ein Diener schaute herein mit einem leisen: „Herr Christoph, der Herr Major sind doch daheim? Ein Herr wünscht ihn zu sprechen!“ trat zurück, und im nächsten Augenblick stand der Fremde auch schon im Gemach und vor dem halb erschrocken, halb zornig sich erhebenden Diener.

Der Zorn entwich, der Schrecken blieb, ja vergrößerte sich beinahe noch, doch erschien in des Dieners Gesicht ein Zug, der immerhin darauf hindeutete, daß die Ueberraschung eine wenn auch noch so leise freudige Beimischung habe. „Herr meines Lebens“, sagte er gedämpft, „sind Sie's wirklich, gnädiger Herr, und hier, bei uns?“

Der Herr schaute ihn prüfend und nachdenklich an.

„Du hast früher bei der Leibgarde gestanden, meine ich?“ sagte er.

„Jawohl, Herr Oberst, mein Bruder war ja bei Ihren Pferden. O das waren so gute Zeiten!“

„Richtig, richtig, ich besinne mich! Du bist der

Chriſtoph, ich wollte Dich auch zu mir nehmen. Dann kam aber meine Verſetzung. Und jetzt beim Major Othmaringen im Dienſt?"

„Ja freilich, gnädiger Herr, ſeit faſt fünf Jahren. Der Herr Major nahmen mich aus der Schwadron und behielten mich."

„Seit fünf Jahren?" wiederholte der Herr noch immer mit dem prüfenden Blick. „Richtig, ich habe Dein Geſicht ja bemerkt, konnt' es aber nicht unterbringen! Du warſt alſo auch mit in * *?" fuhr er mit ſich faltender Stirn fort und ſeine Stimme wurde gedämpfter. „Du haſt Deinen Herrn dann auch weiter begleitet, Chriſtoph?"

Der Diener warf einen Blick auf die Thür von ſeines Gebieters Zimmer, bevor er leiſe verſetzte: „Ja, gnädiger Herr."

Die Stirn des Herrn faltete ſich noch tiefer. „Und wo verließt ihr die arme Frau?"

„In einem kleinen Neſte bei G.; den Namen hab' ich nicht behalten. Aber wenn Euer Gnaden von der Stadt aus links dem Strande folgen, ſind Sie in zwei Stunden da. Es war dort ein Landhaus zu vermiethen, da blieben die Frau —"

Eine raſche Handbewegung ließ ihn inne halten. „Ich ſeh' es Dir an, daß Du dergleichen bemerkſt", ſagte

der Fremde immer gleich leise; „steht Dein Herr noch mit ihr in Verkehr?“

Durch das Gesicht des Dieners glitt ein sehr respektwidriges spöttisches Lächeln, und mit Kopfschütteln versetzte er: „Ei behüte, gnädiger Herr.“

Der Fremde fuhr sich mit der Hand über die Stirn und schien etwas bei sich ernstlich zu überlegen. Endlich richtete er sein stolzes Auge mit einem ernsten, festen Blick auf den Diener und sprach rasch, aber wiederum gedämpft: „Du mußt mich noch, wenn auch nur durch Deinen Bruder, kennen, Christoph. Es ist nicht meine Art, solche Fragen zu thun. Hier aber muß es sein. Daß der da drinnen mir die Wahrheit sagt, das bezweifle ich, und dennoch muß ich sie erfahren. Denn die arme Frau soll und muß gerettet und ihre Ehre auch in den Augen der Welt wiederhergestellt werden. Weißt Du, weshalb Dein Herr sich von ihr trennte?“

Und wiederum glitt das respektwidrige, spöttische, obendrein auch noch pfiffige Lächeln durch des Dieners Gesicht; er schaute wieder nach der Thür, horchte sogar, trotz der launigen Miene, recht ernstlich, und dann, da sich nichts regte, trat er ganz nahe zu dem Fremden und flüsterte: „Schlechtweg fortgeschickt, gnädiger Herr! Die Frau Gräfin sagte ihm stolz wie eine Königin, daß sein Dienst gethan sei und sie sei-

ner nicht mehr bedürfe. Da hat er Ordre parirt — es ging nicht anders."

Nach einem kurzen Schweigen fragte der Herr: „Und sie blieb allein zurück?"

„Ja, ganz allein mit ihrer Jungfer."

„Und Fräulein Henriette — Du mußt die Dame in der Villa Marina gesehen haben— war ihr nicht nachgekommen?"

„Nein, gnädiger Herr, bis zu unserer Abreise nicht. Ich weiß aber, daß die Frau Gräfin sie mit Schmerzen alle Tage erwartete. Sie hat an sie schreiben lassen, sobald wir in P. zum ersten Mal einen Tag rasteten."

Es verging eine neue Pause des Ueberlegens und Sinnens, bis der Fremde auf die Thür deutend fragte: „Der Major ist drinnen? Er schläft?"

„So glaub' ich, gnädiger Herr", lautete die Antwort; „er wollte nicht gestört werden. Er ist sehr verstimmt, weil Seine Hoheit ihn noch immer nicht wieder zum Dienst befohlen haben, glaube ich. Allein es versteht sich von selbst, daß ich den gnädigen Herrn trotzdem melde", fügte er mit einer Grimasse hinzu, die, wenn überhaupt, nur durch den Ausdruck „schadenfroh" bezeichnet werden konnte.

Der Herr schaute ihn fest an und erwiderte ruhig:

„Das wird jetzt nicht mehr nöthig sein, Christoph. Deine Auskunft genügt mir und ich kann den Major und mich mit einer Erörterung verschonen, die für uns beide gleich unerfreulich sein würde. Sage ihm von meinem Besuch oder sage ihm nichts davon, mir kann es gleichgültig sein, ebenso, was Du über meine Entfernung, ohne ihn zu sehen, angeben willst. Solltest Du Unannehmlichkeiten davon haben, so melde Dich bei meinem Verwalter in Neideck; ich werde ihn für alle Fälle benachrichtigen. Und somit Gott befohlen, Christoph. Sollte Dein Herr mich noch sehen wollen, ich bin in dem Hotel am Bahnhof abgestiegen. Bis wann ich bleibe, weiß ich nicht, länger als bis morgen gewiß nicht." Und freundlich dem Diener zunickend, verließ er ohne besondere Vorsicht das Zimmer.

War es dies Geräusch gewesen, das den inzwischen vielleicht erwachten Dagobert aufmerksam gemacht hatte, oder hatte derselbe schon länger gewacht und sogar gehorcht— die Außenthür hatte sich noch keine halbe Minute geschlossen und Meister Christoph stand noch recht nachdenklich mitten im Gemach, als Dagobert seine Thür aufstieß und mit einem zornigen: „Wer war hier? Mit wem hast Du geschwatzt? Habe ich nicht ausdrücklich jede Störung verboten?" hereintrat.

Es ging ein flüchtiges Zucken durch des Dieners

Geſicht — war es wirklich etwas wie Schrecken oder wieder nur eine jetzt freilich möglichſt unterdrückte Schadenfreude? Im nächſten Augenblicke aber erwiderte er mit der uns noch von früherher bekannten phlegmatiſchen Miene und nun auch in gleich ruhigem Ton: „Aber der Herr Baron ſollten ſich wirklich nicht ſo um nichts echauffiren! Es thut Ihnen nicht gut, ſagt der Herr Medicinalrath! Ich kann ja doch nichts dafür, wenn da einer in die Thür kommt —"

„Dummkopf, verwünſchter, was ſchwatzeſt Du?" unterbrach Dagobert ihn zornig und ſprang zum Fenſter, riß es auf, legte ſich weit hinaus, ſprang wieder zurück auf den Diener zu und ſchrie, indem er ihn an der Schulter packte und ihn zu ſchütteln ſuchte, wüthend: „Canaille, ich erwürge Dich, wenn Du lügſt! Der, den ich geſehen habe, war der Lump, der Bilingsfelden, oder der Teufel! Sag', hat er ſich unterſtanden"—

„Aber Gott meines Lebens, was iſt denn los?" fiel Meiſter Chriſtoph gleichſam verwundert ein, indem er ſich jedoch zugleich ziemlich reſpektlos von des Gebieters Griff frei machte. „Wie weiß ich denn, daß ſich der Herr Oberſt Baron von Bilingsfelden etwas Beſonderes unterſteht, wenn er hier den Herrn Major aufſuchen will?"

„Mich aufſuchen? Und was wollte er? Weshalb

kam er nicht herein? Canaille, ich erwürge Dich!" ſchrie Dagobert ganz außer ſich, mit einem neuen Griff nach Chriſtoph's Schulter.

„Na, Herr Baron, wozu all der Spectakel? Das läßt ſich Alles in Frieden abmachen", ſagte der Diener, ſich von neuem losmachend. „Der gnädige Herr wünſchte etwas von unſerer letzten Reiſe zu erfahren und wo wir die Frau Gräfin verlaſſen hätten. Und da der Herr Baron nicht geſtört ſein wollten und ich das ebenſo gut ſagen konnte —"

Es war faſt, als wollte Dagobert ſich noch einmal und jetzt allerdings mit einem noch bedenklichern Griff auf den Diener werfen. Doch faßte er ſich mit aller ihm noch gebliebenen Kraft und ſagte mit bebender Stimme: „Du gehſt und ſchickſt mir Jemand anders zum Ankleiden und beſtellſt meinen Wagen. Heut' hab' ich keine Zeit. Morgen ſprech' ich weiter mit Dir. Fort!" Und er eilte in ſein Zimmer.

Der Diener ſtand und ſah ihm wieder mit jener ſchadenfrohen Grimaſſe nach. „Halt' ein bischen!" murmelte er dann. „Sein Wagen? Ankleiden? Alſo etwa zu Sereniſſimus, um Herrn von Bilingsfelden — na, na, da muß er ſich noch ein wenig gedulden!" Und damit ſchlich er zur Thür ſeines Herrn, drehte unhörbar den Schlüſſel um, zog ihn ab und ſteckte ihn

in die Tasche, schlich zurück, nahm seinen Hut vom Tisch und verließ nach einer ausgezeichneten Verbeugung mit einem spöttischen: „Adieu, Herr Major!“ wiederum ohne irgend ein Geräusch das Gemach. Gleich darauf war er unten beim Portier, drückte ihm die Hand und sagte: „Thomas, mein Lieber, ich mache einen kleinen Ausgang, wenn nach mir gefragt werden sollte; wir sind da droben wieder einmal des Teufels!“ und spazierte, sanft vor sich hinpfeifend, aus dem Hausthor und um die nächste Straßenecke.

Inzwischen war Herr von Bilingsfelden, als er das Palais durch die Nebenthür verlassen hatte, die in der Seitenstraße zu Dagobert's Wohnung führte, langsam auf dem Trottoir weitergegangen und demnächst in eine der beiden großen Hauptstraßen gebogen, welche die Residenz von altersher in ihrer ganzen Länge durchschneiden und beide auf den Schloßplatz münden. Er ging ruhig und nachdenklich seines Wegs, ohne sich umzuschauen, denn es begegneten ihm zu dieser schon späten Nachmittagsstunde und bei dem trüben, regnerischen Wetter überhaupt nicht viele Menschen und noch weniger Bekannte, und dazu waren auch seine Gedanken von der Art, daß sie ihn kaum recht an seine Umgebung denken ließen, vielmehr ihn weit in die Ferne zogen. Hatte er doch heute endlich, zwar in einer Weise.

die sonst freilich nicht die seine war, jetzt aber, wo er sich in einer Art von Kriegszustand wußte, am Ende schon erlaubt sein mußte, alles für den Augenblick Nothwendige und Wissenswerthe erfahren, nach dem er so lange vergeblich gesucht und das er selbst von Dagobert kaum recht zu erfahren gehofft hatte. Und er gedachte der armen, mißhandelten Frau und des Orts, an dem sie weilen sollte, des Orts, an dem er selber so nahe vorübergestrichen war. Wie hätte er sie dort suchen sollen? Und er dachte auch an Henriette, wie er sie in der Villa Marina gesehen, an die Stellung, die sie zu den Personen und Verhältnissen einnahm, an die alte Freundschaft mit Charlotten und ihr jetziges seltsames Verschwinden.

Solch Ueberlegen und Bedenken, solch Berechnen und Erwägen, ja überhaupt diese Theilnahme an irgend etwas und irgend Jemand, es war für Bilingsfelden seit all den traurigen Wirren und der Unordnung der letzten Jahre, in dem rast- und interesselosen Leben, dem er sich hingegeben, zu etwas Ungewohntem und Fremdem geworden, und der Stoff dieses jetzigen Denkens und Empfindens, die Motive seines Handelns waren von der Art, daß ihm, so ganz und warm auch seine Theilnahme gefesselt wurde, dennoch nicht wohl dabei werden konnte.

Es kam ihm ein Offizier auf dem Trottoir entgegen,

eine große, ſtattliche Geſtalt, in der Interimsuniform ohne Gradabzeichen, mit dem bequemen, ja ein wenig nachläſſigen Gange, den wir wohl an alten Kavalleriſten bemerken. Er ſah den Begegnenden ſcharf von unten bis oben an, ſtutzte und ſtand, und im nächſten Augenblick fragte er: „Fritz, biſt Du's oder biſt Du's nicht?“

Bilingsfelden ſchaute auf. „Wahrhaftig — Delmar! Das heiß' ich doch einmal wirklich noch Glück! Gerade Du!“ Die Hände ruhten in einander, die Augen begegneten ſich, hier wahrhaft freundlich und herzlich, dort ernſt und prüfend.

„Gerade ich, und das heißt Du ein Glück und ſuchſt es auf der Straße!“ meinte Delmar, dem der letztere Blick gehörte, in einem eigenthümlich gedämpften Tone. „Das war ſonſt nicht Deine Sache.“

„Ich bin heute Morgen erſt angekommen —“

„Von * *? Man nannte auch Deinen Namen in dieſer abſcheulichen Geſchichte, Fritz!“

„Gerade ihretwegen bin ich hier, Freund, gerade ihretwegen wünſchte ich auch einen von den alten Kameraden, womöglich Dich, zu ſehen und mußte dieſe Hoffnung doch beinahe aufgeben, da ich erfuhr, daß die Leibgarde draußen ſteht. Von Aufſuchen dort war natürlich nicht die Rede. Ueberdies iſt meine Zeit eine gemeſſene. Ich muß heute Nacht ſpäteſtens wieder fort.“

„Darin iſt etwas Wahres!“ ſagte Delmar nachdenklich und dennoch zugleich freundlicher als bisher. „Daß Du nicht hinausmochteſt, verſteht ſich von ſelbſt; wie die Dinge ſtehen, finde ich ſchon Deine hieſige Anweweſenheit ziemlich bedenklich. Und wiederum, wie die Dinge leider ſtehen, konnteſt Du im Gaſthof allerdings nicht erfahren, daß ich nicht mit draußen ſei, weil ich meinen Abſchied ſo gut wie in der Taſche habe. Aber komm mit; wir ſtanden ſchon lange genug hier, und es iſt unnöthig, Dich aller Welt zu präſentiren. Meinetwegen iſt es mir völlig einerlei“, fügte er, flüchtig die Stirn faltend, hinzu, „Deinetwegen aber nicht. Soviel ich Dich kenne, wird Dir weder an einem möglichen Aufſchub in Deinen Geſchäften, noch an einem ſehr überflüſſigen Aufſehen gelegen ſein. Und Beides riskirſt Du.“

„Wohin führſt Du mich?“

„Zum Italiener. Bei mir iſt es zu unruhig. Meine Frau läßt packen, damit wir gleich, nachdem ich den Abſchied erhalten, abreiſen können. Und die Kinder — das geht ſo! — laſſen ſich nun einmal abſolut nicht überzeugen, daß mein Zimmer nicht das ihre ſein ſoll.“

„Kinder? Wem's auch ſo gut geworden wäre!“ ſagte Bilingsfelden ſo vor ſich hin.

Der Begleiter sah ihn überrascht und voll Theilnahme von der Seite an. Es waren allerdings Worte und ein Klang, wie man sie kaum jemals von dem stolzen und zurückhaltenden Manne der Vergangenheit hätte erwarten dürfen und wie man sie noch weniger in dem kalten und interesselosen, nur nach äußerlicher An- und Aufregung strebenden Menschen der Gegenwart zu finden hoffen konnte. Delmar sagte indessen, einstweilen nichts, sondern setzte schweigend seinen Weg fort, und erst als sie beim Italiener im kleinen Hinterzimmer saßen, das stets für einige Bevorzugte reservirt blieb, und gegen jede Störung gesichert waren, bot er Bilingsfelden plötzlich die Hand und sprach mit einer Bewegung, die er sich gar keine Mühe gab zu unterdrücken: „Fritz, mein Alter, weißt Du, wann wir uns zuletzt gesehen haben, hier, auf demselben Platz? Es sind fast sieben Jahre. Du kamst zu Deiner Vermählung her und reistest am folgenden Tage mit ihr ab — für mich auf immer, bis heute. Damals und jetzt und die Jahre seither! Ich sollte Dich eigentlich gar nicht ansehen, denn es trifft mich ins Herz, wie diese Jahre an Dir gezehrt, was sie aus dem Fritz Bilingsfelden gemacht haben."

Man sah es wohl, daß Bilingsfelden's stolzes und kaltes Auge auch noch andere Blicke hatte, voll Wärme

und Tiefe und Treue, Blicke, die von dort empordrangen, von wo vorhin auch jene leisen Worte erklungen waren, wo auch die rastlose Theilnahme ihren Sitz und Halt hatte, zu der er sich gegenwärtig erhoben. So schaute er jetzt den alten Freund an, so hielt und drückte er dessen Hand und sagte dabei: „Ja, ich wurde anders, Leo, vor meiner Zeit, wider meine Natur. Es war zwischen diesen Jahren keins, das ich nicht doppelt zu rechnen hätte, und ein paar waren da, die das Doppelte vom Doppelten verlangten. Du kennst mich, daß ich weder eine Schuld leugne noch beschönige, daß ich nicht anklage, nicht bereue. Es ist, wie es ist, und damit muß man fertig werden. Nur wenn ich einmal an das dachte, was diese Jahre brachten, nahmen und übrig ließen, glaubte ich zuweilen selber, es gehe zu Ende. Allein ich weiß nicht, ist's meine besondere oder die allgemeine menschliche Natur, daß trotz Allem, was an uns verdorrt, verfault, von uns abfällt, der Kern unverwüstlich gesund bleibt und, wo's darauf ankommt, immer noch wieder eine gewisse Kraft, etwas wie Muth gewährt? Ich fand es Gott Lob so in mir, als mir diese nichtswürdige Geschichte zeigte, daß ich mein Leben noch besser anwenden könne als zum bloßen Verbrauch."

Nach einer Weile sprach Delmar gedämpft: „Du

haſt alſo wirklich mit dieſer Geſchichte zu thun — als Theilnehmer, Fritz?"

„Wie Du es nimmſt; auch das, vor allem aber als Rächer eines vernichteten Lebens."

„Du weißt, daß Dagobert Othmaringen hier iſt? Er iſt ganz wider Erwarten die Discretion ſelbſt. Die Sache wird dadurch freilich nicht beſſer, nur räthſelhafter. Ich ſehe leider keine Hülfe für die unglückliche Dame."

„Bah, aber ich!" Es war wieder einmal der Bilingsfelden ſo ganz eigenthümliche ſtolze, feſte und ſelbſtbewußte Blick, der dem Freunde begegnete. „Von Dagobert Othmaringen iſt gar keine Rede. Er war nichts als Werkzeug, nichts als Marionette. Wenn Du den Sachverhalt erfahren haſt, kann Dein Urtheil gleich dem jedes andern Mannes von Ehre nur eins ſein; deſſen bin ich ſicher. Aber ich hoffe daß Ihr Euer Urtheil auch vertreten und bethätigen werdet, gleichviel ob dergleichen in unſerer faulen Geſellſchaft ſonſt Sitte iſt oder nicht. Und nun höre zu. Es iſt eine Geſchichte, die, als ſie vordem einmal ſpielte, gleichfalls von keinem Richter beſtraft, aber von den Göttern und Menſchen gerächt wurde."

Als er ſeine nur in großen Umriſſen gegebene Mittheilung beendet hatte, war es dennoch ſpät geworden

und man hatte den beiden Herren schon die Lampe angezündet, welche statt des Gases in diesem Zimmer zu brennen pflegte.

Delmar erhob sich mit Bilingsfelden zugleich und bot ihm von neuem die Hand. „Meine Zeit ist um", sagte der Herr dabei, der, vielleicht infolge des gedämpften Lampenlichts, auffällig blaß aussah; „allein über mein Urtheil kannst Du allerdings nicht im Zweifel sein, und ebenso wenig, daß wir alle unbedingt auf Deiner Seite stehen. Hier findet der Bursche keine Freistatt, gleichviel wer ihn noch protegiren möchte. Man wird ihn Dir auch unverletzt aufheben, wenn Du anders so willst, obgleich ich Dein früheres, erstes Urtheil für das richtige halte; von der Ehre der Waffen ist hier keine Rede, man stößt ihn mit dem Fuße fort. Nur ein Bedenken hab' ich und zwar ein böses", fügte er verdüstert hinzu; „nach solchem Schritt und in der Erwartung Dich zum Gegner hier, zum Rächer dort zu haben, wird ein solcher Charakter es bestimmt nicht an neuen Intriguen und Angriffsversuchen fehlen lassen, deren Wirkung eine gefährlichere werden könnte, weil —"

„Laß, laß!" unterbrach ihn Bilingsfelden finster. „Das ist's, was mich treibt. Ich fürchte Alles, auch das Schlimmste. Diese Menschen sind danach, Hilde-

gard, wenn sie wirklich mit ihm einig ist, mehr als er. Allein was thun? Ich habe keinerlei Verbindungen, die mir Licht verschaffen könnten. Ich muß eben reisen."

„Hm, ich dächte, Du bliebest noch", versetzte Delmar nachdenklich. „Erfahren ließe sich schon etwas. Seine Mutter zum Beispiel ist bekanntlich nicht als unzugänglich bekannt. Von Rücksichten ist hier keine Rede. Lasse mich gehen, mir fährt etwas durch den Kopf. Jedenfalls bleibe bis morgen und erwarte mich selbst oder Nachricht von mir."

„Wollen sehen! Natürlich erhieltest Du sonst irgendwie eine Anzeige und zugleich meine Adresse", entgegnete Bilingsfelden erst, da sie bereits auf der Straße standen.

Sie schieden mit einem festen Händedruck. Delmar schritt seiner nicht entfernten Wohnung zu, und der Andere ging in tiefen, finstern Gedanken wieder einsam seines Wegs über den durch die Laternen nur nothdürftig erhellten Schloßplatz und die neue, jetzt kaum weniger öde und dunkle Straße, welche von letzterem aus zum Bahnhof und dem dort liegenden, früher erwähnten Hotel führte.

Es regnete fein, und da zu dieser Stunde kein Zug abging oder anlangte, begegnete dem Wanderer hier kaum ein einziger Mensch, und wo das dennoch einmal

geſchah, erhielt derſelbe von dem Herrn keinen Blick. Das war auch jetzt der Fall, als er gerade neben einer Gaslaterne ein Mädchen einholte und an demſelben vorüberſchritt, das mit ihm den gleichen Weg verfolgte. Er beachtete es nicht, daß ſie, zu ſeinem Geſicht aufſehend, zuſammenſchrak und einen Augenblick Halt machte, und er blickte deſto finſterer auf und hielt zürnend an, da ſie mit einem Male neben ihm leiſe und haſtig ſagte: „Gnädiger Herr —“

„Was beliebt?“ unterbrach er ſie barſch. „Du irrſt Dich in mir, mein Kind.“

„Nein, Herr Baron, ich irre mich nicht, Sie ſind's!“ ſprach ſie wie vorhin und fügte bittend hinzu: „Laſſen Sie mich eine Minute mit Ihnen gehen oder treten Sie hier unter den Balkon; ich muß Ihnen etwas ſagen, das für Sie vielleicht —“

„Wer biſt Du und woher kennſt Du mich?“ unterbrach er ſie, hörbar verwundert.

„Herr Baron, ich bin ja die Charlotte, die bei der Frau Prinzeſſin Hoheit in Dienſt war, hier und zu Neideck und immer, bis der ganze Hausſtand aufgelöſt wurde. Sie waren immer gut gegen uns“, ſprach ſie weiter und redete ſchnell, „und wir bejammerten Sie und all das Unheil, das wir wohl ſahen, aber wir durften ja nichts ſagen; wer hätte auf uns

gehört? Sie auch nicht. Und wir wußten wohl, wer es betrieb, das waren die da, die Othmaringen, Sie können's glauben! Die waren der Hoheit feind um des Skandals willen mit dem Fräulein damals, und auch Ihnen, ja noch mehr —"

„Was soll das Alles? Meine Zeit ist knapp", unterbrach er sie von neuem ungeduldig.

„Nun, gnädiger Herr, ich bin jetzt bei der Frau von Brodowska — Sie wissen doch? — in Dienst. Die ist auch unglücklich geworden durch die Othmaringen und besonders durch das Fräulein. Sie glaubt's nur nicht, sie ist so engelgut. Und heute ist sie, die Hildegard, hier, und es gab allerhand Conferenzen, auch mit dem alten Stiftsfräulein, der Spinne. Und Ihr Name wurde genannt und die Hoheit und die arme Dame, die der Herr Graf von Eylingshausen um der Hildegard willen —"

„Woher weißt Du das?" fragte er finster.

„Das hört man wohl so, Herr Baron. Heute aber, da ich's merkte, habe ich gehorcht. Es geschah für Sie alle. Die Othmaringen sollen nicht neues Unheil stiften."

„Sprich weiter!" sagte er kurz.

„Heute Abend hat sie an den Herrn Grafen geschrieben. Ich bringe den Brief [illegible] zur Eisenbahn; er ist

preſſant, ſteht darauf. Ich hätt' ihn faſt ſelber aufgemacht, hätt' ich nur gewußt, wohin damit! Und da treff' ich Sie — o, das iſt ein Glück! Denn ich ſag's, der Brief bringt Unheil, und das ſoll nicht ſein. Hier iſt er."

Es zuckte etwas wie ein tiefer Widerwillen durch des Herrn finſtere Züge, allein im nächſten Augenblick ſtreckte er dennoch die Hand aus und nahm den Brief an. Da war's, was er noch vor kurzem gewünſcht, was auch Delmar für die Hauptſache erklärt hatte, und gleich dieſem mußte auch er, wie die Sachen ſtanden, ſich von allen Rückſichten frei ſprechen.

„Gott lohne Dir Deine Treue, mein Kind!" ſagte er raſch. „Ich bin tiefer in die Sache verwickelt, 'als Du ahnſt, und weiß noch beſſer als Du, daß man Unheil ſpinnt und vor keiner Sünde zurückſchreckt! Wie kann ich Dir lohnen?"

„Gott behüte Sie, Herr Baron, und laſſe Alles gut gehen!" gab ſie ihm einfach zur Antwort. Zugleich hatte ſie ſeine Hand ergriffen und küßte ſie. Und ohne auf ſeinen leiſen Ruf zu hören', war ſie von ihm fort und im Dunkel verſchwunden.

Ein paar Minuten darauf ſtand er in dem ungemüthlichen Gaſthofszimmer, ſchaute noch einmal nach der

Handschrift und Adresse des Briefes, öffnete ihn nach einem kurzen Zögern und las:

„Mein theuerer Felix!

Ich bin heute Morgen hier angekommen und von Eleonoren zwar nicht ohne Schrecken, aber doch mit der alten Freundlichkeit aufgenommen worden; ihre und meine Stellung zum Fürsten, im Verein mit seinem völlig unberechenbaren Wesen, rechtfertigen und entschuldigen den erstern. Sie konnte mich in Ansehung unseres Hauptzwecks wenig fördern. Sie lebt zurückgezogener, als wir dachten, will keinen Einfluß und hat auch keinen und darum auch nicht einmal Verbindungen, durch die sie über das, was passirt, mehr erführe als jeder Andere. Doch konnte sie mir immerhin sagen, daß der Fürst sich völlig ablehnend zu dem Falle verhält, ohne irgend eine bestimmte Aeußerung; daß sich in der Gesellschaft eine gewisse Strömung gegen Dich bemerklich mache, und endlich, daß Dagobert fast schon seit acht Tagen hier ist und nicht im Dienst, sondern bei den Aeltern lebt.

Daß ich nach ihm nicht verlangte, begreifst Du. Ich ließ mir dafür Tante Aurelie kommen. Sie hielt sich anfangs in Ihrer albernen, schmachtenden Weise, wachte jedoch allmälig auf und konnte mir dann zum mindesten einige sehr gute Fingerzeige geben, zumal

als Eleonore uns verlassen mußte, weil der Fürst zum Frühstück kam. Er hat, obgleich sie ihm natürlich von meiner Anwesenheit sagte, auch hier anscheinend keine Notiz davon genommen, beim Fortgehen indessen fallen lassen: man habe wohl mein baldiges Weggehen zu erwarten, da er sich, wenn ich nicht bei meiner Familie sei, keinen Zweck meines Verweilens denken könne. Das ist verständlich, denke ich. Ich will es auch nicht anders.

Von der Tante also. Dagobert ist sehr verdrießlich zurückgekehrt, aber völlig schweigsam. Man weiß nichts von dem, was geschehen, zumal auch sein Diener schweigt. Von ihrem Aufenthalt weiß man nichts. Ich weiß nicht, ob es nicht richtiger gewesen wäre, wenn ich in diesem Punkt einige Andeutungen gemacht hätte. Daß sie für ihren Vater nicht mehr existirt, bestätigt die Tante, sie kennt ja selber den Alten. Im Uebrigen aber führt auch sie an, daß man in der Gesellschaft noch mehr für sie als Dich ist, legt jedoch in Ansehung ihres Entweichens mit Dagobert wenig Werth darauf; es werde ihr nichts nützen. Dagegen hält sie sich auf über unsere Bedenklichkeiten und meint, daß die Trennung unbedingt zu erlangen wäre, auch wenn es nicht gelingen sollte, sich auf die zu nahe Verwandtschaft zu stützen, oder wenn sie nicht stürbe, wie man

es von ihrer Natur nach einer solchen Erschütterung fast erwarten müßte. Sie meint, in der Vereinsamung müsse sie vor einem ernsten Angriff unterliegen, und wenn wir vor demselben zurückscheuten, so sei sie selber dazu erbötig. Es komme ihr auf die Reise nicht an. Du siehst, hier kommt das zwischen Ihr und Deinem Schwiegervater waltende alte Verhältniß und Ihr unversöhnlicher Haß ins Spiel.

Wie denkst Du hierüber? Ich habe mich bisher zu keinen Offenbarungen und auch zu keinem Zugeständniß herbeigelassen, allein ich denke, es sollte sein. Wenn wir ganz aus dem Spiel bleiben und sie aus freiem Antrieb zurücktritt — ich brauche Dir das nicht weiter auseinanderzusetzen. Ich bin daher auch entschlossen, sie zu allen ihr nothwendig scheinenden Schritten zu autorisiren — verlieren können wir dabei nichts! — sobald ich Nachricht von ihr habe über einen Besuch Deiner Mutter bei der meinigen und über eine Conferenz, die Dagobert von der Tante verlangt hat. Ich bleibe daher auch jedenfalls bis morgen. *Wir müssen* unsere Sehnsucht zügeln, *Geliebter! Der kleine Aufschub* wird sich lohnen. Ich kann es Dir nicht sagen, mit welcher Qual mich all diese Verzögerungen unseres Glücks erfüllen! Und da Du ja ebenso denkst, so meine ich, sollten wir die Mittel nicht ansehen, die uns zum

Ziele führen. O Felix, wann werden wir auch vor der Welt einander gehören dürfen?

Von Bilingsfelden weiß man nichts. Tante Aurelie lacht über unſere Sorge. Sie meint ihn unglücklichſten Falls durch die Prinzeſſin in Zaum halten zu können. Ich verſtehe das nicht recht, aber ich glaube ihr. — Von Henrietten weiß man natürlich noch weniger. Ich zürne mir ſelber und begreife mich nicht, daß ich meine Fragen über dieſen Punkt ſtets nur durch Dein Lachen beantworten ließ! Biſt Du denn ſicher, daß ſie nicht bei ihr? Oder biſt Du ihrer ſonſt ſicher? Felix, Felix, ich weiß nicht, weshalb ich hier gar nicht aus meinen Zweifeln und Sorgen herauskommen kann. Ich weiß nur — genug, auch die Tante hält dies für wichtig, ja für das Wichtigſte.

Sieben Uhr. Ich kann nicht länger warten, obgleich ich von der Tante noch keine Nachricht erhielt. Geht dieſer Brief mit dem Nachtzuge, ſo haſt Du ihn übermorgen und ich könnte am Dienſtag Deine Antwort in D. erhalten. Nöthigenfalls könnte ich von dort ja leicht hierher zurückkehren. Aber ich hoffe, es wird nicht nöthig ſein. Ich hoffe Deine Zuſtimmung zu finden, und dann bin ich am nächſten Sonntag bei Dir. Felix, mir iſt, als hätt' ich Dich ſeit Jahren nicht geſehen! Sehnſt Du Dich auch ſo nach mir?

Je schwerer uns unser Glück wird, desto mehr verlange ich danach. Deine

sehnsuchtsvolle Hildegard."

Herr von Bilingsfelden hatte den Brief zu Ende gelesen, ohne eine Miene zu verziehen. Jetzt legte er ihn ebenso kalt zusammen und ins Taschenbuch, warf dann rasch einige Worte auf einen Briefbogen, siegelte und adressirte und verschloß, nachdem er die letzten Effecten hineingelegt hatte, seinen Koffer. In zehn weitern Minuten hatte er seine Rechnung bezahlt, eine kurze Unterredung mit dem Wirthe gehabt und begab sich mit dem Gepäckträger zum Bahnhof. Dort steckte er den eben geschriebenen Brief in den Briefkasten und fuhr nach wenigen Minuten mit dem Nacht-Kurierzuge gegen Süden.

Eine Stunde später, gegen elf Uhr, erschien im Gasthof ein Unteroffizier der Garde mit zwei Mann Wache und fragte barsch nach dem Obersten Baron von Bilingsfelden. Auf die ruhige Erklärung des Wirths, daß der Herr bereits abgereist sei, zog er sich fluchend zurück.

Der genannte Zug hatte bereits gegen zehn Uhr die Grenze des Fürstenthums passirt. Es wäre daher an Nachsetzen, auch durch den Telegraphen, nicht mehr zu denken gewesen.

Viertes Kapitel.

Die Wirkungen.

Die Nachricht von Bilingsfelden's Anwesenheit in der Residenz, die ihm schon seit dem Zerwürfniß mit seiner hohen Gemahlin und der endlichen Trennung von ihr so gut wie verschlossen und auch niemals von ihm mehr heimgesucht war, fiel wie eine Bombe nicht blos in den Kreis der uns bekannten Menschen, sondern wirkte auch überall anderwärts, wo man so oder so von dem Herrn wußte, kaum weniger gewaltsam, überraschend, bestürzend, ja hier und da wohl zum lebhaftesten Zorn entflammend.

Dies Letztere fand zumal bei dem Fürsten selbst statt, der bei dieser Gelegenheit verrieth, daß die außerordentliche Aenderung zum — sagen wir einmal kurz: Guten, die mit ihm vorgegangen sein sollte und allmälig auf

immer weniger Mißtrauische stieß, im Grunde eine sehr äußerliche geblieben, und daß er sich, wie vollständig er im Uebrigen auch mit seiner Vergangenheit gebrochen haben mochte, aus ihr gewisse Antipathien in ihrer vollsten Schärfe bewahrt hatte. Es war niemals ein Geheimniß gewesen, daß er Herrn von Bilingsfelden, den Günstling seiner Vorgänger, geradezu gehaßt hatte und ihm, trotz des ausgesprochenen fürstlichen Willens, wo es irgend möglich, entgegengetreten war. Er hatte die Verbindung mit seiner Schwester wie eine Art von Hochverrath angesehen, Himmel und Erde dagegen in Bewegung gesetzt, niemals, auch da der Bund dennoch geschlossen war, sich nachgiebig oder auch nur gleichgültig gezeigt, vielmehr dem Paar geradezu so zu sagen die Fehde erklärt und, wie Jedermann wußte, nicht geruht, bis das Band gelockert und endlich wieder gelöst wurde. Ueber die Weise, wie das geschehen, über die Mittel, die in Anwendung gebracht worden, blieb man im Zweifel, schloß indessen bei dem bekannten Charakter des Prinzen sicherlich nicht fehl, wenn man annahm, daß von Rücksichten dabei nirgends die Rede gewesen sein würde. Der Prinz hatte, als das Ende erreicht war, laut seine Genugthuung ausgesprochen und sich daneben über Bilingsfelden von neuem in der feindseligsten Weise geäußert.

Seitdem, auch seit seinem Regierungsantritt, war von diesen Dingen und Menschen keine Rede mehr gewesen. Der jetzige Fürst begnügte sich auch in diesem Falle, wenn es irgend einmal bemerklich wurde, daß man sich in seiner Umgebung an das unglückliche Paar erinnerte, wie jetzt meistens, damit, dergleichen anscheinend völlig zu ignoriren oder vielmehr gar nicht zu hören.

Daß dieses Verhalten aber nur ein angenommenes gewesen, erkannte man, wie bemerkt, jetzt auf das allerdeutlichste, da er von der Anwesenheit des Gehaßten erfuhr.

Dagobert war, nachdem er durch die endlich herbeigeklingelten Diener halb rasend aus dem verschlossenen Zimmer befreit worden und Befehle zur Verfolgung seines treulosen Dieners gegeben hatte, ohne irgend Jemand von den Seinen zu sehen, in den Wagen gestiegen und, nur einen Augenblick auf der Hauptwache vorsprechend, was die Pferde laufen konnten, zum Lustschloß hinausgefahren. Inzwischen war jedoch schon so viel Zeit versäumt und der Weg auch immerhin so lang, daß er erst bei Einbruch der Dunkelheit anlangte und den Fürsten, wie es an ähnlichen, verhältnißmäßig stillen Abenden zuweilen der Fall war, bereits am Spieltisch fand. Von einer Störung war

hier wenig Gutes zu erwarten, und als der Adjutant vom Dienſt — es war nicht Bennet — auf Dagobert's ungeſtümes Verlangen ihn dennoch zu melden verſuchte, erhielt er die unter dieſen Umſtänden noch ganz leidliche Antwort, daß der Major ſich ſchon ein wenig gedulden könne. Eine erneute Meldung, bei welcher der Name des Gehaßten genannt werden ſollte, verweigerte der Adjutant. „Verſuchen Sie's ſelbſt, Herr Kamerad, wenn Sie dazu Luſt haben", war ſeine Antwort. Und dieſe Luſt fand Dagobert trotz ſeines kochenden Grimms nicht in ſich.

Als der Fürſt bald darauf die Partie beendete und den Harrenden mit ſpöttiſcher Neugier empfing, war die Wirkung der Mittheilung freilich eine ſolche, wie ſelbſt Dagobert ſie nicht erwartet hatte. Seiner Hoheit Geſicht verzerrte ſich bis zur Unkenntlichkeit und der Mund ließ einen Fluch laut werden, der einem Karrenſchieber Ehre gemacht haben würde. „Verhaften!" rief er dann. „Wehe Euch, wenn Ihr zu ſpät kommt! — Auf Ihren Kopf, mein Herr!" ſchrie er von neuem dem Adjutanten zu, der ihm den Namen nicht hatte nennen wollen. „Nur daß Sie mir den Burſchen liefern, kann Ihnen Verzeihung verſchaffen!" Und bitter lachend fügte er hinzu: „Oft geſchah's nicht, diesmal

aber scheint Othmaringen wirklich klug, ja der Klügste von Euch allen gewesen zu sein!"

Das war der erste Ausbruch. Gleich darauf zog der Fürst sich indessen wieder in eine anfangs noch finstere, bald aber anscheinend sogar kalte, gemessene Haltung zurück, aus der ihn auch die mitten in der Nacht anlangende Nachricht von des Gehaßten Abreise nur noch für einen Augenblick aufzureißen vermochte. Es lag freilich der Schluß nahe, daß er, alle Einzelnheiten erfahrend, sich nicht wohl der Einsicht verschließen konnte, wie hier eigentlich von keiner Schuld eines Einzelnen die Rede war, es hätten denn diejenigen sein müssen, die trotz ihrer etwaigen Kenntniß von des Fürsten Haß mit Bilingsfelden verkehrt haben mochten. Wer diese aber sein könnten, ließ sich, fürs erste wenigstens, nicht erkunden. Der Wirth und seine Untergebenen, bei denen man anfragte, hatten den Gast mit Niemand verkehren sehen, und von seinen Gängen in der Stadt erfuhr man nur den einen, der ihn zu Dagobert geführt hatte. Des letztern Diener, eine in der Stadt nicht gerade unbekannte Persönlichkeit, war nachweislich mit dem Sieben-Uhr-Zuge abgereist. Von Bilingsfelden fehlte auch hier jede Spur. Man mußte freilich einräumen, daß er seit manchen Jahren nicht in der Residenz gewesen war und auch schon durch seine Civil-

kleidung für mehr als einen, der vordem den glänzenden Offizier wohl gekannt hatte, jetzt bei zufälliger Begegnung fast unkenntlich geworden sein mußte. Auffällig war allein, daß der Herr auch nicht von einem der Eisenbahnbeamten erkannt sein sollte, die fast ausnahmslos alte Soldaten, zum Theil sogar noch unter ihm gedient hatten. Herr von Bilingsfelden war trotz seines Stolzes und seiner Zurückhaltung vordem von seiner Schwadron geradezu geliebt worden, und daß diese Liebe noch fortwirkte, bewies die Erfahrung mit Dagobert's Diener. Es ließ sich daher annehmen, daß die alten Soldaten, wo sie des frühern Chefs Sicherheit gefährdet glaubten, dieselbe ihrerseits nach Kräften zu schützen suchen würden.

Gegen Morgen langte in der Residenz eine Depesche an, welche von einem furchtbaren Unfall berichtete, der den mehrfach genannten Sieben-Uhr-Zug gleich jenseits der Grenze betroffen hatte. Mit einem großen Güterzuge zusammentreffend, war mehr als die Hälfte seiner Wagen völlig zerschmettert und der Rest auf das stärkste beschädigt worden. Von den Reisenden, die Gott Lob nicht allzu zahlreich gewesen, war ein großer Theil getödtet oder vielmehr in Fetzen zerrissen, ohne Verwundung aber fast Niemand davongekommen.

Von der Residenz aus, wie von allen Seiten, eilten

die Aerzte, die Helfenden, trostlose Verwandte und Freunde auf den Schauplatz des entsetzlichen Unglücks. Ihnen schlossen sich natürlich auch Polizeibeamte an, und einer von diesen hatte, wie zum mindesten einige Näherstehende erfuhren, den Auftrag, sich in der Stille nach Bilingsfelden umzusehen. Der Erfolg war, wie die Leser es wissen müssen, nicht der erwartete, sondern im Grunde gar keiner. Unter den Verwundeten war der Gesuchte nicht und ebenso wenig unter den noch erkennbaren Leichen. Doch gab es, wie schon gesagt, eine nur allzu große Zahl der letztern, wo von keinem Wiedererkennen, von keiner Feststellung der Personen die Rede sein konnte. Und da auch sämmtliche Beamte des Zugs entweder todt oder schwer verletzt waren, so ließ sich selbst von ihnen über die Reisenden nichts erfahren.

Ueber dieser ersten furchtbaren Nachricht wurde eine zweite, wenig später anlangende und für unsere Leser sicherlich interessantere kaum beachtet. Auch der Nacht-Kurierzug hatte, gleichfalls auf der Grenzstation, das Unglück gehabt, daß ein paar Wagen entgleisten und stark beschädigt wurden. Von dem Personal und den Reisenden waren mehrere ernst, doch nicht gefährlich verletzt, zu Tode gekommen Niemand. Daher und weil die an jenem Platze vorhandenen eigenen Hülfsmittel

völlig ausreichend waren, bekümmerte man sich officiell einstweilen nicht weiter als nöthig um den Fall und überließ die eigentliche Theilnahme dem Publikum, soweit sich dieses an demselben betheiligt glaubte. Der zuerst erwähnte Unfall nahm alle Kräfte, alle Sorge in Anspruch.

Für die Näherstehenden und Eingeweihten war der Vorfall aber darum von einem eigenen, gewissermaßen beklemmenden Interesse, weil sie jetzt von neuem und deutlicher als je erkannten, eine wie furchtbare Leidenschaft in dem hohen Herrn schlummerte, wie gewaltsam und überwältigend dieselbe, einmal zu Tage brechend, Alles umstürzen würde, was sich ihr entgegenzustellen versuchte. Woher der Haß gegen Bilingsfelden, abgerechnet die ihm gewidmete Neigung der Prinzessin, stammte, wußte von der gegenwärtigen Umgebung Niemand mehr, selbst Dagobert nicht; wie tief er aber war, zeigte sich nun, wenn auch nur in einzelnen Aeußerungen, da der Fürst, an den Tod des Verfolgten glaubend, diesen so zu sagen wie einen Eingriff in seine Rechte betrachtete und fast mit dem Himmel zu hadern schien, daß er ihm die Gelegenheit zur Rache genommen habe.

Dagobert, der dem Gebieter durch den Vorfall und seine Thätigkeit bei demselben wieder genähert worden

war und die alte Stellung bei ihm einnehmen durfte, erfuhr freilich noch weit mehr. Alle Ungnade, welche dieſen und jenen in einem gewiſſen Kreiſe getroffen hatte, hing anſcheinend mit der Stellung zuſammen, welche der Betreffende zu Bilingsfelden eingenommen hatte, oder hier und da auch wohl einmal zur Prinzeſſin Conſtanze; trotz der Löſung ihrer ihm verhaßten Verbindung ſah der Bruder die Schweſter mit um nichts freundlichern Augen an als früher. Da waren Baron Othmar und die Seinen, die anfangs den Mann allein und ſpäter auch das Paar ſo herzlich aufgenommen hatten, und es nützte ihnen nichts, daß ſie zuletzt, nach der Trennung, Bilingsfelden von ſich wieſen. Da war vor allen Felix Eylingshauſen, der ſeine Verwandtſchaft, ſeine Freundſchaft mit dem Gehaßten zu betonen liebte und die Folgen davon zu erfahren hatte ſobald der Prinz, bei der zunehmenden Schwäche des alten Fürſten, einen Einfluß auf die Staatsgeſchäfte erlangte. Gegen dieſen freilich wirkte auch noch die Heirath mit Charlotten, durch welche die auf das Mädchen gegen Bilingsfelden angeſponnene Intrigue unmöglich wurde. Die Wiederberufung, die er damals zu ** in Dagobert's Gegenwart oder vielmehr durch denſelben erhalten, war nicht blos, wie der letztere glaubte, eine Komödie geweſen, um ihn von dem Ort

hinweg und in eine Stellung zu bringen, die ihm und der Welt als eine Art von Revanche erscheinen konnte. Der Fall hatte bekanntlich unangenehmeres Aufsehen gemacht, als man daheim erwartet hatte, und überdies dachte die Regierung im Grunde auch nicht daran, ihre alte Politik zu wechseln, obgleich sie den bisherigen Vertreter derselben hatte fallen lassen. Nein, es war auch eine Falle gewesen, da man den Grafen, wenn er den Köder annahm, entweder daheim festhalten konnte oder mit Bestimmtheit annehmen durfte, daß er in kurzem seine Unfähigkeit für den neuen Posten beweisen werde, wo denn eine erneute Remotion die allgemeine Billigung finden mußte.

Wenn auch dieser Plan durch des Grafen kalte und wiederholte Ablehnung verdorben wurde, genügte doch auch schon die letztere; wo man von ihr erfuhr, konnte das Urtheil zu Gunsten der Regierung nicht zweifelhaft sein, deren angebotene glänzende Genugthuung so entschieden zurückgewiesen wurde. Man war den Herrn mit guter Manier los geworden und hatte obendrein allen Grund, ihm fortan auch öffentlich so ungnädig wie möglich gesonnen zu sein. Diese Ungnade wurde noch vergrößert durch seine Verbindung mit Hildegard und erstreckte sich auf diese, da man sie so entschieden dieselbe einer Wiederanknüpfung alter Verhältnisse vor-

ziehen sah — man hatte zu ** denn doch noch andere Augen als diejenigen Dagobert's — und sie wurde zur Unversöhnlichkeit, als man Bilingsfelden's Ankunft und seine genaue Verbindung mit dem Grafen erfuhr. Herrn Dagobert konnte es kein Geheimniß bleiben, daß für Felix und seine Schwester daheim nichts mehr zu hoffen sei, daß der Fürst vielmehr dem Paar, seinen Plänen und Wünschen überall, sei es offen, sei es unter der Hand, entgegentreten werde, und daß, wenn er die jetzige Anwesenheit Hildegard's geduldet habe, dies vermuthlich nur gewissen Rücksichten gegen die Vergangenheit und gegen ihre Familie zu danken sei. Und endlich erkannte der edle Herr nun auch den Grund seiner eigenen momentanen Zurücksetzung: selbst seine durchaus oberflächliche Verbindung mit Bilingsfelden war daheim verdächtig und mißfällig geworden.

Allein, wie wir zu Anfang dieses Kapitels sagten, auch in dem Kreise der übrigen uns bekannten Menschen brachte die Nachricht von Bilingsfelden's Erscheinen in der Residenz eine ganz ungemeine Wirkung hervor. Die Stiftsdame, die sie, wir wissen nicht woher, erhalten hatte, brachte sie noch am späten Abend selbst ins Haus der Frau von Brodowska zu Hildegard und bestürzte diese dadurch dermaßen, daß sie anfangs fast einer Ohnmacht nahe war und, diese mühsam überwin-

bend, von einem Sturm der Leidenschaft erfaßt und aufgerissen wurde, der die sanfte Freundin entfliehen ließ und selbst Aurelie einen Augenblick bestürzte.

Die letztere faßte sich freilich aufs schnellste wieder und sagte, nachdem sie die Nichte einige Minuten lang mit sichtbar großer Aufmerksamkeit beobachtet hatte, in wunderbar kaltblütiger Weise: „Nun, daraus werde ein Anderer klug! Daß Dich kalt läßt, was ich Dir von der Gans, der Vögelsbach, und dem Dagobert erzähle, begreife ich, es sind Kindereien, und dies, dies hier ist von Bedeutung. Aber ich denke Dir eine gute Nachricht zu bringen, da der Mensch sich dummerweise selbst in die Hand seines schlimmsten Feindes liefert, und Du lärmst und tobst wie eine Unsinnige, als ob nun Alles verloren sei! Selbst wenn er entschlüpfte, was ich beiläufig kaum für möglich halte — ich sagte Dir heute Morgen, daß man seine Thätigkeit allenfalls durch die Prinzessin lahm legen könne. Jetzt halte ich selbst das für sehr überflüssig. Contraire, laßt ihn doch! Gerade dieser Retter bricht ihr vollends den Hals, dächte ich; sein Ruf ist, soviel ich weiß, schlecht genug, um den jedes Andern zu ruiniren, mit dem er sich mehr als rein gesellschaftlich einläßt, und obendrein dürfte seine Begleitung und Vertretung ihr in Othmaringen die letzten Aussichten abschneiden. Kurz, mein Kind", fügte

sie kopfschüttelnd hinzu, „wenn es nicht noch ganz besondere Gründe für Eure hasenfüßige Angst gibt und Du dieselben mir nicht völlig klar machen kannst, so muß ich Euch für das albernste Liebespaar erklären, von dem ich je gehört habe."

Hildegard war während dieser Worte wirklich zu einer wenn auch nur äußerlichen Ruhe zurückgekehrt und saß der Tante finster und stumm gegenüber. Nach der letzten Bemerkung schaute sie auf und sprach mit einem Ausdruck, der sich nur als eine Art von düsterer Resignation bezeichnen läßt: „Das müssen wir uns gefallen lassen, Tante. Selbst wenn ich wollte, könnte ich nicht einmal etwas erklären, was ich selber nicht genau weiß. Felix ist hierüber fest verschlossen; er gesteht nur zu, daß er Bilingsfelden mehr haßt als irgend einen andern Menschen und, weil er sich Gott weiß welche Blöße gegen ihn gegeben, leider auch fürchtet, zumal in der Verbindung mit ihr."

„Hm!" machte die Stiftsdame; es war nicht nur ein ungläubiger, sondern auch ein verächtlicher Laut, und zu diesem stimmten die Worte, die sie gleich darauf hinzufügte: „Und den Gehaßten und Gefürchteten läßt er geduldig, ohne irgend einen Gegenversuch umherziehen und jene Verbindung endlich herstellen? Ein Cavalier, ein enragirter Liebhaber, ein —"

„Du irrſt, Dein Hohn trifft nicht zu!“ unterbrach Hildegard ſie noch finſterer als vorher. „Es hat an Verſuchen nicht gefehlt, obgleich ſie von vornherein ziemlich ausſichtslos waren, da der Verfolgte völlig verſchwunden blieb. Und dennoch nicht ganz erfolglos, da ſeine Anweſenheit hier beweiſt, daß er bisher vergebens nach ihr ſuchte. Jetzt freilich, wenn er Dagobert ſelber oder auch nur den Diener ſah und den einen oder andern zu Mittheilungen zwang —“

„Zwang!“ wiederholte Aurelie verächtlich.

„Zwang, Tante!“ lautete die Antwort. „Du weißt, ich denke ſogar über Dagobert ſelbſt nicht in Deiner, ſondern in meiner Weiſe. Von dem Diener rede ich nicht.“

Die Stiftsdame ſchüttelte das Haupt. „Ich verſtehe von dem Allem nur, wiederhole ich, daß es mit Euren Plänen, Verſuchen und was noch ſonſt, ich weiß nicht, ob mehr komiſch oder betrübt ausſieht! Es iſt wirklich ein unverdientes Glück für Euch, ſcheint's, daß man den ſchrecklichen Menſchen da attrapirt und ein wenig feſthält!“

„Wenn man ihn attrapirt!“

„O ſorge nicht, Beſte! Sereniſſimus haben eine ganz beſondere Sehnſucht nach ihm, und Fürſtenarme ſind, wie ich mir habe ſagen laſſen, ſehr lang.“

Die Erwartung der edlen Dame wurde diesmal, wie wir erfuhren, nicht ganz, wenigstens nicht in der Weise erfüllt, wie sie gerechnet hatte. Dennoch meinte sie, da sie am nächsten Tage die Nichte wiedersah, sollte diese mit dem Geschehenen noch zufriedener und völlig ruhig sein. Ein todter Löwe, fügte sie zur Veränderung einmal wieder sanft lächelnd hinzu, beiße ihres Wissens nicht mehr. Bei der Nichte fand sie freilich die erhoffte Beruhigung nicht: Hildegard war, wie wenig sie dergleichen auch wirklich laut werden ließ, voll von Zweifeln und finstern Sorgen. „Wir werden's erfahren!" sagte sie nur.

Sie schrieb von neuem an den Grafen und brachte, als ahne sie, daß ihre Briefe gefährdet seien, diesen in der nächsten Abenddämmerung selbst zum nächsten Briefkasten. Ihre Abreise verschob sie, da sie meinte, auch trotz ihrer Zurückgezogenheit hier schneller und mehr von dem zu erfahren, was für sie und Felix von Wichtigkeit sein mußte, als irgendwo sonst. Es trat dabei ein Zug von Rücksicht hervor, den man sonst selten an ihr beobachten mochte: um die Freundin nicht zu compromittiren, bestand sie darauf, sich in das stillste Zimmer des Hauses zu verschließen und nur für Eleonore und die alte Kammerfrau, sowie für ihre Tante sichtbar zu sein. Selbst die Dienerschaft des Hauses

ſollte glauben, daß ſie bereits in aller Stille abgereiſt ſei.

In gewiſſem Sinne beſtätigten ihre Befürchtungen und Ahnungen ſich wirklich. Von Bilingsfelden's Sterben oder Leben kam freilich nicht die leiſeſte Kunde zu ihr, dafür aber trat die Stiftsdame am dritten Tage der Clauſur mit den Worten ins Zimmer: „Ich habe mich, ſcheint's, geirrt, mein Kind: der todte Löwe möchte am Ende doch noch beißen wollen!" Und damit fing ſie in einer eigenthümlichen, man mußte ſagen: lauernden Weiſe an zu berichten, daß die Offiziere der Leibgarde bei Dagobert angefragt hätten, ob er von den Vorgängen, welche den Grafen und die Gräfin Eylingshauſen getrennt, unterrichtet geweſen und welche Stellung er ſelbſt zu der letztern eingenommen habe. Angeſchloſſen wäre die Erwartung, daß weder er noch ein anderes Glied ſeiner Familie fortan irgend eine nähere Stellung zu dem Grafen einnehmen werde, da derſelbe niemals wieder von der Geſellſchaft aufgenommen und in ihr geduldet werden dürfe. Von Dagobert's Antwort war nichts bekannt geworden, erzählte die Dame weiter, wie denn auch Alles nur ein Gerücht war, das man ſich bei Hofe zuflüſterte. Ebenſo glaubte man auch nur annehmen zu dürfen, daß Sereniſſimus, von dem Schritt der Offiziere erfahrend, ſich ſelbſt erkun-

digt und seltsame Aufklärungen erhalten habe. Kund ließ er gleichfalls nichts davon werden.

„Und diese Aufklärungen, Tante?“ fragte Hildegard düster.

Die Stiftsdame sah sie ungläubig an. „Die wären Dir wirklich ein Räthsel, Kind? Ich, das darfst Du glauben, ahne von ihrem Inhalt ebenso wenig wie ein Anderer außer den wenigen Eingeweihten.“

„Ich weiß von ihnen nichts und will nichts davon wissen“, lautete die Antwort. „Ich sagte es neulich schon. Sei es, was es sei, für mich liegt darin kein Grund, ihn aufzugeben. Ich habe dieser Verbindung zu viel geopfert, als daß ich noch zurückweichen könnte. Und endlich, was kann es anders sein als Verleumdungen oder Phantasien eines halbverbrannten Hirns?“

„Dann, mein Kind“, sagte die Tante mit einem durchdringenden Blick, „sorgt dafür, daß diesen Verleumdungen und Phantasien auch der Grund und Halt entzogen wird — Du verstehst mich doch? Findet das statt, so bleiben die Drohungen der Herren Offiziere nur Drohungen und werden vergessen. Du solltest nicht länger hier nutzlos sitzen, dächte ich.

„Ich denke heute Abend zu reisen“, versetzte Hildegard düster. „Es ist gekommen, wie ich sagte: Felix hat inzwischen ihren Aufenthalt erfahren — sie ist richtig

bei G.! — und ſogleich an ſie geſchrieben und ihr ſeine letzten Vorſchläge gemacht. Sie hat dieſelben bisher gar nicht beantwortet. Sein Brief an mich läßt mich befürchten, daß ihn Zorn und Ungeduld zu unüberlegten Schritten —"

„Kurz, reiſe, reiſe!" unterbrach Aurelie ſie, ſelbſt in einer Art von ungeduldigem Ton. „Menſchen ſind am Ende immer wirkſamer als Briefe. Wenn Du mir ein gutes Wort gibſt, begleite ich Dich ſogar. Ich möchte Euch einmal zuſammen ſehen — hier wird mir dieſes Glück doch wohl nicht! — und die unglückliche Schöne kennen lernen. Mißverſtehen wir uns aber nicht, mein Kind", fügte ſie hinzu, und durch ihr Geſicht, durch die Augen flog ein Etwas, das ſelbſt Hildegard beinahe erſchreckte; „miſche ich mich da ein wenig hinein, ſo geſchieht's nicht um Euch — Ihr könnt für Euch ſelbſt ſorgen, Ihr klugen Leute! — ſondern um dieſer lieben Othmaringer Verwandten willen. Ich muß wirklich wieder einmal nach ihnen ſehen."

Fünftes Kapitel.

Eine ſtille Frau.

An einem der größten Seen Deutſchlands liegt im tiefſten Winkel und am äußerſten Ende ſeiner ganzen Länge eine kleine uralte Stadt, umgeben bis auf den heutigen Tag von dem geſammten Apparat der mittelalterlichen Befeſtigungskunſt und mit einem angeblich noch aus den Römerzeiten ſtammenden Caſtell auf einem Vorſprung des Gebirges. Denn dieſes Gebirge drängt ſich mit ſeinen prachtvollen Maſſen bis hart an das Seeufer heran; über die gewaltigen Gipfel, die Euch zu Häupten ragen, heben ſich alsbald noch mächtigere empor, und die nach ihnen kommen und die von links herübergrüßen, zeigen ihre Spitzen und Riſſe ſchon vom ewigen Schnee umhüllt.

Das schließt sich Alles so fest an einander und umfaßt das Ende des Sees mit so unerschütterlichen Massen, daß man auf den ersten Anblick fast glauben möchte, hier habe die Natur einmal ganz einsam bleiben und den Menschen keinen einzigen Platz zur Ansiedlung gewähren wollen. Sie haben es denn auch mühsam genug gehabt. Die Stadt mußten sie in die Schlucht hineinbauen — ein Thal kann man sie kaum heißen — die hier sich gegen den See öffnet und rückwärts weit ins Gebirge hinaufstreicht; für jedes Haus mußten sie sich mit Mühe Platz suchen, und von saubern, ebenen Straßen ist noch heute keine Rede; überall sieht man von einer solchen in eine andere hinab oder zu der dritten hinauf, überall gibt's rauhe Steigen oder gar wirkliche Steintreppen; und über die höchsten Häuser schauen die alten Stadtmauern herab, und über diese blicken wieder von allen Seiten die dunklen Bergwände herein, für alle, die an das weite Freie gewöhnt sind, ein schier beängstigender Anblick.

Auch nach vorn, am See, ist, wie gesagt, fast gar kein freier Raum; die prächtige Straße, welche nach rechts zu an seinem Ufer hin führt, ist ersichtlich erst ein Bauwerk der neusten Zeit und mußte meistens durch Sprengung der Felsen gewonnen werden. Nur ganz vorn, im Grunde oder vielmehr in der Spitze des

Winkels, zeigt sich vor den hier zum Theil abgebrochenen Mauern und dem noch erhaltenen massiven alten Thore der Stadt, am Hafen, etwas wie ein freier Platz, auf dem man sich einigermaßen bewegen kann. Allein wenn man die ringsumher aufragenden Bergwände genauer betrachtet, erkennt man alsbald, daß auch er zum größten Theil künstlich geschaffen und mit Gewalt den Felsen abgewonnen wurde; ja hier und da sieht man auch jetzt noch eifrig an seiner Erweiterung arbeiten und Stellen für neue Bauten, sei es mit den Werkzeugen des Steinhauers, sei es mit Pulver, frei machen. Denn hier, um den Hafen, der in seinem jetzigen saubern und zugleich soliden Zustande gleichfalls eine Anlage der neuern Zeit ist, drängt sich nicht nur Handel und Wandel, sondern auch Alles zusammen, was man in diesem Erdwinkel vom sogenannten modernen Leben findet. Da sind denn Zoll- und Lagerhäuser der Regierung, da sind Speicher und Niederlagen, die einzelnen größern Kaufleuten gehören, deren es hier mehr gibt, als man nach dem dunklen und dürftigen Aeußern der Stadt erwarten sollte. Es zeigen sich ein paar Gasthöfe, ja hart am Hafen und in der schönsten Lage erscheint sogar ein ganz modernes Hotel, das sich auch überall anderwärts sehen lassen dürfte, und endlich erheben sich hier, an der Straße, deren

wir gedachten, einige wenige Privathäuser. Man muß selbst an diesem im Uebrigen wohlfeilen Platz sehr wohlhabend, ja reich sein, um sich hier niederlassen zu können. Denn auf die weiten Geldbeutel der Fremden kann man auch in den Sommermonaten nicht wohl speculiren. Es gibt freilich Reisende, welche sich der schönen Lage und Aussicht, der großartigen Umgebung erfreuen, allein sie verweilen selten längere Zeit, und wo das wirklich einmal der Fall ist, finden sie Platz und Bequemlichkeit im Ueberfluß in den Gasthöfen.

Trotz alledem aber ist Alles, was wir anführten, unendlich eng und einfach bei einander und von einem großen, raschen Verkehrsleben wenig oder gar nicht die Rede. Handel und Wandel, die, wie bemerkt, nicht unbedeutend, beleben im Sinne von uns Weltmenschen einen Platz nicht, und wenn man die Stunden abrechnet, wo während der eigentlichen Reisezeit die ziemlich zahlreichen Dampfschiffe ankommen und abfahren, kann man sich kaum eine Stelle denken, wo es einsamer zugeht und wo man weniger fremden Gesichtern begegnet als hier. Wir müssen wiederholen, daß für die Reisenden die Gasthöfe überflüssig genügen, ja es bedarf nicht einmal aller. Das Hotel, das den Anlangenden ins Auge sticht und ihnen den meisten Comfort verheißt, reicht allein schon beinahe aus, und die beiden

andern ältern müſſen ſich ſelbſt zur lebhafteſten Zeit meiſtentheils mit einzelnen Gäſten begnügen oder ſtehen auch manche Tage lang ganz leer.

So mußte es auch der Gaſthof zum Reichsapfel erleben, der älteſte auf dieſem Platz und daher noch mit einer gewiſſen Raumverſchwendung erbaut — ein langes, ganz ſchlichtes Gebäude am Fuße der Felswand, auf der einen Seite von den Ställen, auf der andern ſogar von einem wirklichen, freilich nur kleinen Garten flankirt, der ſich obendrein auch noch rückwärts in den dem Berg abgewonnenen Terraſſen fortſetzte. Und wenn man ſchon um deswillen ſeine Anlage in eine weit entlegene, viel wohlfeilere Zeit zurückdatiren durfte, ſo erhielt man dafür noch einen weitern Beweis in den ſchönen alten Bäumen, welche die Vorderſeite des Hauſes beſchatteten und ſich auch im Garten nebenan fanden. Alles, was ſich ſonſt in dieſer Art am Ufer fand, war erſichtlich genug erſt neuerdings angepflanzt und hatte bei der brennenden Sonne und den ſcharfen Winden, die zu Zeiten über den See daherkommen, noch ein mühſames Gedeihen.

Der Reichsapfel war nicht allein der älteſte, ſondern auch manche Jahre lang der einzige wirkliche Gaſthof auf dieſem Platz geweſen und hatte, als er endlich einen Nebenbuhler erhielt, auch dieſem gegen-

über stets den ersten Rang zu behaupten vermocht. Erst vom Hotel war er zurückgedrängt worden; aber wer weiß, ob bei seiner guten Lage und dem außerordentlichen Vorzug der freundlichen, grünen und schattigen Umgebung auch dies gelungen wäre, hätte der Besitzer den Kampf angenommen und sein Haus und seine Wirthschaft den Anforderungen, welche die modernen Reisenden machen, entsprechend verändern und modernisiren wollen. Das geschah nicht. Anselm Mayer, wie er hieß, hatte den Gasthof kurze Zeit nach seiner Eröffnung von seinem Vater übernommen und war mittlerweile selbst ein alter Mann geworden, dick und breit wie eben ein alter Gastwirth und bequem und langsam wie ein solcher, sehr wohlhabend durch seinen übrigen großen und einträglichen Besitz an Obstgärten, Matten und Waldung und vor allem durch den Wein- und Holzhandel, den er von jeher auf das schwunghafteste betrieben hatte. Für seine Kinder, einen Sohn, der ihm bei allen seinen Geschäften an die Hand ging, und eine tief drinnen im Gebirg verheirathete Tochter, war bei seinem dereinstigen Tode überflüssig gesorgt, und da auch diese Beiden wenig Sinn für die Gastwirthschaft hatten, sah der Alte nicht ein, weshalb er ihrer glänzenden Weiterführung besondere Opfer hätte bringen sollen. An einen wirklichen Verfall derselben oder gar

an ein völliges Eingehen war ohnehin nicht zu denken. So viel alte Kunden und neue Gäste gab es noch immer, daß das Geschäft eine gute Rente abwarf. Und wie es im Uebrigen auch mit dem Reichsapfel und seinem Wirth gestellt sein mochte, es war noch immer ein guter, reeller Gasthof, so einer vom alten, soliden, behaglichen Schlage; die einsprechenden Gäste fühlten sich, wenn sie von mancherlei neumodischen Aeußerlichkeiten abzusehen vermochten, wohl in ihm, und wer von der genannten Art wieder in diese Gegend kam, suchte das Haus sicherlich von neuem auf.

Viele waren ihrer freilich zu keiner Zeit und es gab, wie wir schon vorhin erwähnten, selbst in den Reisemonaten Tage genug, wo kaum ein Gast im Hause übernachtete und wo in der Küche nur für den Tisch der Hausgenossen gekocht wurde. Es war daher auch für Anselm Mayer und die Seinen etwas wie ein wirkliches Ereigniß und veranlaßte zwischen ihm und seiner auch schon alten und bequemen Frau fast vierundzwanzig Stunden lang die gewissenhafteste Ueberlegung und die eingehendsten Erörterungen, als in der zweiten Hälfte des August dieses Jahres eine einzelne Dame mit ihrer Kammerjungfer anlangte und, nachdem sie zwei Tage lang verweilt hatte, den Wunsch aussprach, hier längere Zeit, vielleicht bis in den

Winter hinein und noch weiter, ganz still und zurückgezogen, ganz bescheiden leben zu dürfen. Sie war eine wunderschöne, sanfte und zarte Frau in noch jungen Jahren, der aber der erfahrene alte Wirth, welcher sein Leben lang mit allen möglichen Menschen verkehrt hatte, ohne Mühe die Spuren großer, sei es körperlicher, sei es geistiger Leiden absah und der er ohne weiteres nicht nur die Sehnsucht nach Ruhe und Stille, sondern auch das Bedürfniß derselben zutrauen konnte. Wer weiß, ob es nicht auch dieser Gesammteindruck ihrer Erscheinung war, der das alte Paar endlich veranlaßte, auf den Wunsch der Fremden einzugehen und sie fortan wie ein Kind des Hauses zu halten. Darauf deutete es wenigstens, daß der Alte, da er ihr endlich gewissermaßen seine Einwilligung brachte und die von ihr verlangten Bedingungen vorlegte und sie bei seiner immer noch zögernden Weise ihm einfach und als verstehe sich das von selbst, eine bedeutende Summe als Vorschuß anbot, diesen zurückwies.

„Darauf kommt es nicht an und ist keine Rede davon", sagte er dabei, mit tiefem, prüfendem und doch theilnehmendem Blick in ihre schönen, stillen Augen. „Ich brauche Euer Gnaden nur anzusehen, um über diesen Punkt ganz und gar ruhig zu sein. Allein wir sind schlichte und einfache Leute und mein Haus und meine

Wirthschaft sind nicht neumodisch. Meine Alte und ich wissen nicht, ob wir Euer Gnaden zufrieden stellen können und ob es Ihnen hier nicht zu still und einsam werden muß. Das ist's!"

„Darum sorgen Sie nicht, Herr Mayer", versetzte die Fremde sanft; „das ist Alles gerade so, wie ich es wünsche, ja wie ich dessen bedarf, und wenn Sie mich nicht gehen heißen, ich bin sehr glücklich über diesen stillen Hafen."

„Nun denn in Gottes Namen", sprach Anselm freundlich und nahm ihre feine, schmale Hand in seine große und rothe. „So seien Sie uns nochmals willkommen, und was Sie wünschen und wollen, sagen Sie's uns nur kecklich. Wo es möglich ist, sollen Euer Gnaden stets zufrieden gestellt werden."

Das hatte Anselm leicht zu versprechen und zu halten, denn eine anspruchslosere und bescheidenere Menschenseele gab es auf der Welt Gottes nicht als die arme Frau — sie nannte sich nicht minder einfach Charlotte Otto, obgleich der Alte, der in seiner Jugend weit herumgekommen war und doch auch hier von Zeit zu Zeit Gelegenheit gehabt hatte, allerhand Leute kennen zu lernen, steif und fest behauptete, daß er in seinem ganzen Leben kein Menschenkind gesehen habe, das so ganz und gar fürstlich gewesen, von Gesicht und Blick,

von allen Gliedern, von allen Bewegungen und vom ganzen Wesen, wie er's hieß, und doch auch wieder so „civil" und „simpel", daß kein Mensch sich vor ihr zu geniren brauche. „Nicht daß man grob und ungebürlich würde", fügte er dann wohl einmal ernsthaft hinzu, „davon ist keine Rede. Gegen die ist man von sich selbst höflich und voll Respekt, und wer's über das Herz bringt, ihr was zu Leide zu thun, das muß kein Mensch sein und nicht werth, daß ihn die Sonne bescheint. So ein Engel Gottes ist sie."

Man hört's wohl, der Anselm Mayer war richtig in sie verliebt, allein er durfte es auch wohl sein, und seine alte Frau wehrte es ihm nicht, noch nahm sie's ihm übel. Im Gegentheil, es erging ihr nicht anders, wenn sie's auch nicht in solche Worte kleidete, zu denen sie weder die Gabe noch die Zeit hatte. Sie kam aus der Küche und der Wirthschaft selten heraus. Wo das aber einmal geschah und wenn sie der Fremden begegnete, da erhielt diese vollen Ersatz für die Zurückgezogenheit und Schweigsamkeit der Alten durch ein herzlich und freundlich Lächeln, das durch die gefurchten Züge glitt, durch irgend ein gutes Wort, wenn's auch nur ein einzelnes war, ja wohl einmal sogar durch irgend eine Bewegung.

Die Fremde war, wie sie es mittags gern that,

Bayerische Staatsbibliothek München

wo alles Leben und Bewegen auf dem kleinen Hafenplatz feierte, im Hausgarten gesessen, unter dem alten Birnbaume. Das Plätzchen lag gegen Norden, die Sonne kam nicht dahin; es war immer kühl dort, selbst zu dieser Stunde, und vom See herüber kam dann ein frischer Hauch, der es einem wohl werden ließ bis ins Herz, möchte draußen die Sonne glühen, wie sie wollte. Da saß sie auf der kleinen Bank, leicht an den Stamm des Baumes zurückgelehnt, die Hände im Schooß ruhend, den Kopf leicht geneigt und die großen, müden Augen still und träumend auf den blitzenden See gerichtet, mit jenem Blick, der, wenn wir ihn in einem Auge finden, uns traurig macht, so traurig ist er selbst, so sieht er fort und hinaus über die Nähe, über die Gegenwart, hinein in die Ferne, hinein in eine andere Zeit, sei's zurück, sei's vorwärts. Und man sieht es wohl, daß er nirgends etwas Frohes und Glückliches findet.

Die alte Wirthin kam aus der Küche, von der eine Thür in diesen Gartentheil führte; sie schnitt noch ein wenig Kraut zur Suppe und ging hier und da zwischen den Beeten suchend umher. Die Fremde hatte sie gleich gesehen, achtete anscheinend aber nicht weiter auf sie. Als sie jedoch, was sie brauchte, in der aufgebundenen Schürze hatte und auf dem Rückweg dort unter den

Zweigen des Birnbaums vorüberkam, machte sie bei der Fremden Halt, ihre Hand glitt sanft über das dunkelblonde Haar und sie sagte leise und nicht minder sanft: „Nicht so traurig sein, junge Frau, nicht so traurig! Es wird ganz gewiß noch einmal wieder hell!“

Es war nur der eine Augenblick, sie ging schon weiter, dem Hause zu. Aber durch das Gesicht der Fremden glitt ein unendlich wehmuthsvolles und dennoch süßes und dankbares Lächeln, tief aus den Thränen hervor, die in ihren Augen standen. Ein theilnehmend Herz findet mühelos die Worte und die Weise, die zu unserm Schmerz stimmen und tröstend durch all unsere Trauer klingen.

So wenig gesprächig die Wirthin zum Reichsapfel auch für gewöhnlich war, bei Gelegenheit und wo es darauf ankam, zeigte sie dennoch, daß auch ihr ein gut Theil von dem allgemeinen Frauenerbe zu Theil geworden sei und sie ihre Zunge im besten Stande erhalten habe. Es läßt sich begreifen, daß die Fremde und ihr Verweilen bei Anselm Mayer nicht blos von den Nachbarn bemerkt wurde und Veranlassung zu allerhand Fragen und Bemerkungen gab, sondern daß sich auch sonst, in der Stadt und unter den Reisenden solche Neugierige fanden: die Fremde wurde

wenig sichtbar, zumal für die erwähnten Auswärtigen, zuweilen, wenn auch nur im Hause und für die gerade anwesenden Gäste, geschah es aber dennoch, und wer sie einmal sah, empfing dann einen Eindruck, der eben nicht spurlos an ihm vorüberglitt. Den Nachbarn und Bekannten antwortete der Wirth je nach seiner augenblicklichen Laune, bald offen, wie wir's oben vernahmen, bald auch einmal kurzweg, daß man sich um seine eigenen Angelegenheiten bekümmern möge, oder daß er auch nichts weiter wisse und wolle, als was man sehe. Den Gästen gegenüber war er noch kürzer oder gab sogar meistens gar keine Antwort.

Nicht minder begreiflich ist es indessen, daß auch andere Anfragen gestellt wurden, die nicht so kurz und schnell zu beantworten waren, für die zum wenigsten eine solche Antwort nicht genügte. Da Herr Anselm Mayer nicht von selbst mit der nöthigen Aufklärung über die kurz gemeldete „Frau Charlotte Otto" sich bei der betreffenden Behörde einstellte und auch keinerlei Papiere einreichte, so übernahm diese Behörde die Initiative, glücklicherweise ganz freundlich und human und obendrein privatim, wie man das wohl heißen darf. Denn der Wirth zum Reichsapfel war ein sehr geachteter Mann und obendrein den Polizeibeamten persönlich bekannt, ja zum Theil gewissermaßen befreundet.

Es stellte sich daher einmal gegen Abend ein Beamter ein und setzte Anselm die Sache beim Schoppen freundschaftlich auseinander. Der Wirth nahm das Ding zuerst leicht und scherzhaft, dann ernster, erklärte, in jeder Weise für die Fremde haften zu wollen, und wurde, da das Alles nicht den erwünschten Erfolg hatte, endlich verdrießlich und grob, obgleich der Beamte auch jetzt noch ganz freundlich blieb und zur Vernunft redete.

In diesem Stadium der Unterhaltung erschien glücklicherweise die Wirthin in der Gaststube, wo die Beiden saßen, um irgend ein Glas oder dergleichen aus dem Schenkschrank zu holen. Was sie vernahm, hielt sie fest und ließ sie sich gleich darauf selbst ins Gespräch mischen. „Was Sie wollen, Herr Commissar", sagte sie kurz und barsch, „capir' ich nicht. Daß unsere Dame auf Euer schmieriges Bureau kommt und Ausweis über sich gibt? Daraus wird nichts. Ich leid's nicht, eher komm' ich selbst. Eine Landstreicherin ist's nicht, eine Verbrecherin auch nicht — seht sie nur einmal an! — contraire, eine arme Frau, gegen welche andere nichtsnutzige Menschen gesündigt und etwas verbrochen haben. Ob sie Papiere hat, wissen wir nicht, wir haben sie nicht danach gefragt. Vielleicht hat sie sie, vielleicht nicht, und wenn nicht, so seid auch Ihr zufrieden wie wir und macht sie nicht noch unglücklicher und quält sie nicht. Was

auch geſchieht, wir bürgen für ſie, der Anſelm und ich, und nehmen's auf uns. Seid einmal menſchlich, Herr Commiſſar!"

Der Commiſſar zuckte die Achſeln; er könne da wenig thun, denn an ihm liege die Sache und ihre Entſcheidung nicht. Doch war ihm, gleichviel wie weit und weshalb, die Antwort der Frau eingeleuchtet und zu Herzen gegangen. Er mußte wohl günſtig berichtet haben, denn es geſchah das Unerhörte, daß die Polizeibehörde einſichtig und nachſichtig war; man verhieß Anſelm die Sache auf ſeinen Wunſch und ſeine Bürgſchaft einſtweilen ruhen zu laſſen, bis man erneuerte Veranlaſſung zu ihrer Wiederaufnahme erhalte.

Dieſe erhielt man indeſſen nicht, denn die zweite Woche verging nicht weniger ſtill und — man durfte wohl ſagen: inhaltslos als die erſte. Die Fremde ging ihren gleich leiſen Weg fort, beſcheiden, anſpruchslos und traurig, wie am erſten Tage: ſie ſchien wirklich, wie ſie einmal zu Anfang gegen Anſelm, zu dem ſie überhaupt erſichtlich viel Vertrauen hatte, auf ſein Zureden und Fragen geſagt, in der Welt mit keinem Menſchen mehr zuſammenzuhängen und von keinem mehr zu wiſſen; ſie ſchrieb nicht einen einzigen Brief und erhielt auch keinen einzigen, ja ſie ſah nicht einmal nach einem ſolchen aus und ließ die Poſtboten

ſtets unbeachtet vorübergehen; ſie bekümmerte ſich nicht um die Ankunft der Dampfſchiffe und ſchaute nicht nach den Reiſenden; in unſerer ſchreibluſtigen und verkehrsreichen Zeit und zumal nachdem man einen neuen Aufenthaltsort gewählt hat, Alles ſicherlich doch wohl Zeichen, daß man in der Welt ſehr einſam daſteht.

Mit der Zofe ging es einigermaßen anders. Es zeigte ſich an ihr von Zeit zu Zeit wenigſtens eine gewiſſe Unruhe; ſie fragte auch einmal den Poſtboten, ob er nichts für ſie habe, und ſie muſterte wohl die Anlangenden und Abfahrenden, ſeltſamerweiſe aber dies Alles nur, wenn ihre Gebieterin es nicht bemerken konnte. Es war ein hübſches und in ſeiner Weiſe feines, nicht mehr ganz junges Mädchen, von anſcheinend großer Verehrung und Liebe, Treue und Theilnahme für die Herrin, ebenſo ſtill wie dieſe und niemals zu Aeußerungen und Offenbarungen über ihre Dame und die Vergangenheit zu bewegen. Das alte Paar nicht, aber die Söhnerin deſſelben und auch ſonſt vielleicht Jemand machten dergleichen Verſuche — vergebens, ſagten wir. Nur ein einzig Mal, als man ſich ſchon ein wenig mehr mit einander eingelebt hatte und die genannte jüngere Frau, gleichfalls ein freundliches und theilnahmvolles Menſchenkind, ſich bei irgend einer Gelegenheit voll Bedauern über die Bläſſe und Traurigkeit der Dame

äußerte, daß sie immer so still hingehen könne und ihren Gedanken nachhängen, so ganz theilnahmlos gegen Alles, was sie umgebe, als habe sie sich bereits geschieden von Welt und Leben: da versetzte die Zofe mit einem Blick und Ton, von denen man nicht sagen konnte, ob mehr Trauer und Sorge darin war, oder mehr tiefes, finsteres Zürnen: „Ja, Frau, das ist meine Qual und mein Grämen! Sie kommt mir manchmal wirklich vor, als sei sie schon von uns geschieden, so will und weiß sie gar nichts mehr von uns. Und wenn es so fortgeht, muß es bald zum Ende kommen. Verdenken kann ich's ihr freilich nicht, daß sie mit den Menschen nichts zu thun haben will. Sie ist ein Engel, den der liebe Gott auf die Erde geschickt hat. Aber es sind Wenige, die ihn erkannt haben und ihn nicht mißhandelten und nicht an ihm sündigten; und die ihr' am nächsten standen, die sündigten am furchtbarsten, und die sie am meisten umschmeichelten, die haben sie verlassen und verstoßen, daß sie Niemand mehr hat als mich. Aber unser Herr und Gott wird sie schon rächen an den Sündern und Heuchlern."

Die Dame aber, müssen wir wiederholen, ging ihren stillen, einsamen Weg und schien am wenigsten von solchen Gedanken etwas zu wissen, wie die Dienerin sie geäußert hatte. Da war keine Ungeduld, kein Zürnen, keine Bit-

terkeit, kein finsteres Träumen, wie tief auch ihr Sinnen und Denken sein mochte, wenn sie dort im großen Eckzimmer an dem Fenster saß, das den schönsten Ausblick auf den See gewährte, oder im Garten unter dem alten Baume vor dem gleichen Bilde ruhte. Ihr Leben und Bewegen war so still und einförmig wie ihre ganze Erscheinung, da glich der eine Tag stets dem andern. Vom Hause entfernte sie sich nur selten, um allenfalls einmal über die Gartenterrassen hinaufzusteigen am Berg, wo ein Fußsteig sich mühsam zwischen den Felsen noch weiter emporzog und in den Wald führte, der droben Alles grün und üppig überschattete. Oder sie schritt abends wohl einmal an das äußerste Ende des Hafens hinaus und ruhte dort auf der einsamen Bank. Da lag der See in seiner ganzen Pracht vor ihr, von links herüber grüßten die gewaltigen Schneeberge still und ernst und ringsumher glänzte und schimmerte Alles in den wunderbaren Farben und Tönen des herbstlichen Sonnenuntergangs. Oder — und damit war dieser einsame Lebenskreis geschlossen — sie fuhr an so schönen Abenden wohl auch einmal mit dem alten Schiffer in den See hinaus und ließ sich umherrudern, bis der Mond über die Berge heraufkam und Alles mit seinem magischen Dämmer umkleidete.

Dann mochte sie wohl zuweilen freundlicher nach

Hauſe zurückkehren und hatte hier und da ſogar ein paar Worte für dieſen oder jenen Hausgenoſſen, der ihr gerade in den Weg kam. Denn ſonſt redete ſie niemals irgend Jemand an.

Iſt es für die Leſer eine überraſchende, faſt erſchreckende Entdeckung, wie es für die Wäſcherin eine ſolche war, als ſie in der Wäſche der Fremden, die dazu ſo fein war, wie ſie in ihrem Leben noch keine in Händen gehabt zu haben verſicherte, über dem Namenszuge eine Freiherrnkrone fand, und müſſen wir ihnen noch den rechten Namen der ſtillen Fremden nennen?

Die alte Wirthin zum Reichsapfel, da ihr die Wäſcherin dies mittheilte, machte eine ablehnende Bewegung. „Dabei iſt nichts zu verwundern", ſagte ſie, „und ob ſie Baronin geweſen iſt oder Gräfin oder Fürſtin, das iſt Alles eins. Sie iſt eins von unſers Herrgotts vornehmſten Menſchenkindern, und das iſt mir mehr als alle Ehre der Erde."

Sechstes Kapitel.

Wiedergefunden.

So war es nun schon eine ganze Reihe von Tagen, ja schon mehrere Wochen fortgegangen, ohne daß sich in dem einförmigen Leben der Fremden irgend eine Veränderung oder Störung ergeben hätte. Die Einheimischen fingen an sich an die Erscheinung der stillen Frau und an ihre Weise zu gewöhnen; man grüßte sie gelegentlich wohl wie eine bereits lange hier Bekannte, man sah ihr nicht mehr neugierig nach, fragte nicht und unterhielt sich nicht mehr über sie, und die Reisenden, die bisher vorüberstreiften und so oder so einen Blick von ihr erhaschten, wurden immer seltener. Denn nach dem glühenden Sommer schien sich ein früher, rauher und trüber Herbst einstellen zu wollen, der zumal den Aussichten, welchen man in dieser Jahreszeit

im Gebirge nachzugehen pflegt, sehr wenig günstig war, und die Dampfschiffe, die überhaupt auch schon lange nicht mehr so oft anlegten wie in den vergangenen Wochen, führten nun der Güter bei weitem mehr als der Passagiere. Wer von solchen, außer den Handeltreibenden, jetzt noch an ihrem Bord zu finden war oder demselben zueilte, war sicherlich auf seiner Reise in irgend einer Weise aufgehalten worden und strebte nun desto rascher und ohne Zögerung der Heimat oder wirthlichern ‚Gegenden" zu. Es vergingen jetzt Tage über Tage, wo es so still und einsam im Reichsapfel war wie in dem schlichtesten Privathause. Ja, das Hotel sogar stand fast immer leer, die Table d'hôte hatte aufgehört und die Kellner waren bis auf einen entlassen.

Auf das Leben der Fremden oder ihrer Zofe hatte diese Herbststille anscheinend gleichfalls keinerlei Einfluß; es ging unverändert einförmig fort, und die paar Zweifler und Spötter, an denen es selbst hier nicht gefehlt und die da gemeint hatten, daß die Aufklärung des Räthsels sich eines Tags schon mit dem bisher vergebens Erwarteten einstellen und dann all die Geduld belohnt werden würde, sahen sich noch immer getäuscht. Im Gegentheil mußten sie nach und nach wohl zugestehen, daß hier wirklich von gar keiner Er-

wartung die Rede gewesen sein könne, da man weder an der Dame noch an der Zofe irgend eine Spur bemerken konnte, daß sie an getäuschten Hoffnungen litten. Beide schienen sich vielmehr immer besser und zufriedener in diese Enge und Abgeschlossenheit des Daseins zu finden, und als solle dieselbe fürs erste wenigstens unverändert ihnen genügen, fing die Zofe an, Winterkleider für ihre Dame zu fertigen, dunkel und einfach, wie der kleine, vom Welt- und Modeleben entfernte Ort ihr die Materialien zu liefern vermochte. Sie kam dabei häufiger, ja im Grunde zuerst in die winklige, dunkle Stadt und lernte dieselbe allmälig bis in die letzten Gassen kennen, da selbst die einfachen Requisiten, welche sie suchte, nur mühsam aufzufinden waren.

Eines Tags — es war ein düsterer Regentag und der Dunst und die Wolken hingen schwer in den Bergwäldern und drängten sich hier und da fast bis an die alten Mauern und die am höchsten gelegenen Gassen herab — ging Lisette auch wieder in die Stadt, um sich mit irgend etwas, dessen sie zu ihrer Arbeit bedurfte, zu versehen. Sie wurde heute schneller befriedigt als sonst — es war ja auch der vornehmste Laden des Orts, versehen mit einem wirklichen Schaufenster zur Auslage der Stoffe, des Putzes, der Parfümerien und Seifen, „feiner" Cigarren und was der industriöse

Besitzer sonst seinen Kunden darzubieten hatte, und gelegen an dem einzigen freien und einigermaßen ebenen Platz, der sich in der Stadt zwischen der Hauptkirche und dem Rathhause vorfand.

Als sie wieder heraustrat und, um den Schirm zu öffnen, einen Augenblick unter den sogenannten Lauben verweilte, welche sich rings an den Erdgeschossen der Häuser hinziehen und, einen stets trockenen und schattigen Spazierweg gewährend, daneben auch den zahlreichen Verkäuferinnen von Brod, Obst und Gemüse gesicherte Plätze darbieten, kam aus der Gasse, die sich hier in der Ecke öffnete, durch den eintönig rieselnden Regen einer der kleinen plumpen Gebirgswagen angefahren. Außer dem Fuhrmann, der sich durch eine alte Pferdedecke gegen die Nässe zu schützen suchte, saß nur ein Frauenzimmer darauf, gleichfalls durch eine ebensolche Decke geschützt oder vielmehr beschwert. Denn man sah's, daß dieselbe völlig durchnäßt war und schwer um die Schultern der obendrein anscheinend nur leicht gekleideten Reisenden lag. Eine solche aber war's und keine Frau, wie sie in diesem Gebirge hausen, das sah die in dergleichen erfahrene Zofe nicht blos an dem, was von der erwähnten Kleidung sichtbar wurde, sondern auch an der unverkennbaren feinen Hand, welche die Decke zusammenhielt, und an der ganzen Haltung der

Fremden. Man durfte dieselbe wohl bedauern — es war sicherlich für sie eine schlimme Fahrt gewesen — und die Zofe schüttelte auch voll Theilnahme den Kopf und sagte zu dem Ladenbesitzer, der sie hinausbegleitet hatte und neugierig stehen geblieben war, recht aus dem Herzen: „Die Aermste!“.

War es dies Wort, das die ganz nahe Vorbeifahrende vernommen hatte, oder war's der Zufall, daß sie den vornüber gebeugten Kopf erhob und das Mädchen anschaute — es zeigte sich in dem Auge ein plötzliches Aufleuchten, es zuckte durch die bleichen, abgehärmten Züge mit jäher Heftigkeit, und in der nächsten Sekunde rief die halb erstickte Stimme: „Haltet, Fuhrmann, haltet! — Jesus mein Gott — bist Du es, Lisette?“

Und fast zugleich sprang auch das Mädchen die beiden zu den Lauben führenden Stufen hinab, an den wirklich haltenden Wagen und stammelte bebend: „Um aller Heiligen willen, Fräulein Henriette, wie sehen Sie aus! Wo kommen Sie her?“

Henriette warf die Decke zurück; es war wirklich ein Sommerkleid darunter, durchnäßt, beschmuzt, ja hier und da mit einem Riß. Sie ergriff die Hand des Mädchens wie in einer Art von Krampf, ihre ganze Gestalt zuckte und zitterte, und zitternd auch

klang ihre Stimme: „O Liſette — Du? Und ſie — und ſie?“

„Wir ſind hier, Fräulein —“

„Hier? Hier? Ihr allein?“

„Ja, allein; der heiligen Jungfrau ſei tauſendmal Dank! Aber ſagen Sie nur um Jeſu willen, Fräulein, wo — doch nein, doch nein!“ brach ſie ab, „kommen Sie nur vor allem vom Wagen herunter, daß ich Sie mit hinausnehmen kann. Denn mit dem Wagen iſt es nicht möglich“, fügte ſie immer mehr ſich faſſend und mit einer Art von Finſterkeit hinzu. „Ich weiß ohnehin noch nicht, wie wir es der Gnädigen beibringen ſollen.“

Henriette erwiderte nichts. Es war faſt, als ſchlügen ihre Zähne an einander vor Froſt oder furchtbarer Erregung, ſo zuckte und zitterte Alles an ihr, und die Zofe und der Ladenbeſitzer mußten ihr helfen, daß ſie vom Wagen herabgelangte, und ſie vermochte kaum das Geldtäſchchen aus der Taſche hervorzuholen, um den mürriſch dreinſchauenden Fuhrmann von dem geringen Inhalt zu bezahlen. Ein kleines Bündel war Alles, was ſie an Gepäck mit ſich führte.

Liſette nahm das Alles, ſowie die ganze — wir müſſen wiederholen: abgehärmte und zerſtörte Erſcheinung der frühern geehrten Hausgenoſſin mit ſteigender

Finſterkeit wahr. Sie ſagte jedoch kein Wort, ſondern zog die Erſchöpfte vor allen Dingen in den Laden, wo die Frau des Beſitzers ſchnell mit einer Erfriſchung bei der Hand war. Allein die Arme genoß kaum von derſelben; ſie verlangte, wenn auch nur in abgebrochenen Lauten und mit flehenden Blicken, weiter, und die Zofe erfüllte nach einem kurzen Nachdenken ihren Willen. Es ging dem Kaufmann heute gut; er verkaufte ſeinen wärmſten Shawl, die theuerſte Kapuze, den beſten Schirm, ohne daß nur nach dem *Preiſe gefragt worden* wäre.

Als ſie aus den Lauben hinaus und in die Gaſſe kamen, die zum Hafenplatz hinabführt, bot Liſette ihrer Begleiterin den Arm — dieſelbe bedurfte auch jetzt noch einer ſolchen Stütze — und ſchritt ſchweigend an ihrer Seite weiter, die gleichfalls ſtumm blieb. Erſt da ſie das alte Thor paſſirten, erhob Henriette den bisher tief geſenkten Kopf, und durch ſchwere Thränen die Zofe anblickend, ſagte ſie gepreßt: „Sage mir nur, wie Ihr gerade hierher kommt und weshalb Ihr hier verweilt, fern von der Heimat?“

Es glitt ein trübes Lächeln durch Liſettens Geſicht. „Ach, Fräulein, ich ſchrieb es Ihnen ja ſchon von P. aus, wie finſter und erſtarrt die Frau Gräfin war, wie ſie an aller Welt und an ſich ſelber verzagte und

am wenigſten etwas von den Ihren hören wollte. O wären Sie nur gekommen! Es war eine ſchreckliche Zeit!"

„An mich geſchrieben haſt Du?" fragte Henriette dumpf. „Wann?"

„Schon am dritten Tag, von P. aus, wo der Herr Couſin uns zu raſten zwang. Die Frau Gräfin wollte nicht, aber er ſetzte es durch und es war nöthig, ſie wäre ſonſt geſtorben, ſage ich Ihnen. Und ich mußte heimlich ſchreiben; ſie wollte ja auch von Ihnen nichts hören. O Barmherzigkeit Gottes! Die Stunde, da ich in der Nacht von ihr hörte, daß ſie fort müſſe und ich packen ſolle —" Sie hielt wie übermannt von ihrem Gefühl inne und ſprach erſt nach einer längern Pauſe, aber noch immer mit leiſer, gepreßter Stimme weiter: „Jetzt iſt das anders. Die Finſterkeit und Starrheit iſt zu Ende, ſie iſt jetzt nur noch traurig. Aber freilich entſchloſſen iſt ſie dennoch und will von dem Herrn Vater und Keinem etwas hören. Wir waren in einem Dorfe bei G., da ſchickte ſie den Herrn Couſin fort, und wir blieben, bis nicht nur ein Brief vom Herrn Grafen kam, ſondern bis wir auch ſonſt merkten, daß man irgend etwas gegen uns im Schilde führe. Da brachen wir in der Stille auf und reiſten umher, bis wir hierher kamen und es der Gnädigen hier gefiel.

Ich glaube auch, daß man uns hier nicht findet, und nun Sie endlich da sind —"

„Daß man uns nicht findet, ja, Gott gebe es!" murmelte Henriette. „Denn wo er uns erreicht" — Und indem sie das Auge mit finsterem Blick ihrer Begleiterin zuwandte, fuhr sie hastig und leise fort: „Höre, aber behalte es für Dich! Als ich, da die Flucht mit jenem Elenden, dem Dagobert, entdeckt war, in mein Zimmer stürzte und das Nöthigste zusammenraffte, um Euch nachzueilen, da wurde ich eingeschlossen. Mein Jammern, mein Hülfegeschrei half mir nichts, es kam Niemand bis zur Nacht; da kam er mit dem Louis, und sie übermannten, sie banden mich, sie verstopften mir den Mund. Sie schleppten mich in einen Wagen und der Louis brachte mich fort — in ein Irrenhaus, Lisette —"

„Fräulein!"

„Da lieferte er mich ab. Ich sei wahnsinnig. Da bin ich gewesen seither. Und wenn der Director nicht allmälig geahnt, wie es mit mir stand, und mir eine größere Freiheit gestattet hätte, um seiner Sache völlig sicher zu werden — so erkläre ich's mir — so hätte ich den Wärter mit der Hälfte meines glücklich geretteten Geldes nicht bestechen und vor sechs Tagen entfliehen können."

„Fräulein!“ Liſette ſchauderte.

„Ja, Kind, ja, das geſchah mir! Und ich ſage Dir, wenn er uns hier entdeckt — wir müſſen fort, Liſette, nach Hauſe!“

Die Zofe ſagte nichts. Und erſt, da ſie in die Thür des Reichsapfels traten, ſprach ſie — ihre Stimme bebte —: „Nun kommen Sie in mein Zimmer und kleiden ſich um. Ich will indeſſen die Frau Gräfin vorzubereiten ſuchen.“

Es gibt Scenen, die niemals eine Feder zu ſchildern verſuchen darf. Die Worte der Sprache genügen nicht, um das Erſchreckliche oder Traurige, das Beſeligende oder Erſchütternde, das uns hier begegnet, in ſie zu faſſen, und keine Kunſt der Darſtellung vermag es wiederzugeben, was der Augenblick mit ſeiner Leidenſchaft, mit der Aufregung und Anſpannung aller Gefühle in uns und Andern entſtehen oder auch nur beobachten läßt. Da haben wir demüthig zurückzuweichen und unſere Schwäche zu bekennen. Ob wir auch noch ſo tüchtige Maler und Bildner ſind, die Seele und der Geiſt des Menſchen ſind und bleiben das Kunſtwerk Gottes, das keine menſchliche Kraft nachzuahmen oder auch nur bis in ſein innerſtes Sein und Weſen zu ergründen vermag.

Eine ſolche Scene war's, als die beiden Freun-

binnen sich nach solcher Trennung, nach solchen Begegnissen und Erschütterungen zuerst wieder zusammenfanden; als die eine sich der andern zu Füßen warf, unter stürzenden Thränen schluchzend: „Charlotte, kannst Du mir vergeben, daß ich Dich hinausstieß aus dem friedlichen Traum in die rauhe Wirklichkeit, daß ich Deinen Glauben an die Menschen vernichtete und Dein Herz brach?“ Und als die andere mit seltsamer, fast finsterer Ruhe erwiderte: „Vergeben? Nicht doch, Henriette, jetzt danke ich Dir, daß Du den falschen, betäubenden Traum vernichtetest und mein Herz erwecktest, daß ich mich aufraffen konnte und ihm und mir unser Recht nahm, das, was ich uns längst schuldig gewesen.“

Davon läßt sich nichts sagen, nichts schildern, nicht diese Leidenschaftlichkeit derjenigen, welche bisher fast niemals aus ihrer ernsten und kühlen Verschlossenheit hervorgetreten war, und nicht die — wir müssen wiederholen: seltsame, ja fast beängstigende Ruhe der andern, die diesem Sturm begegnete. Denn wie freundlich und willig Charlotte die Freundin auch bei sich aufnahm, von der Innigkeit und Herzenswärme, von dem tiefen, hingebenden Vertrauen der Vergangenheit klang Henrietten jetzt nichts mehr entgegen.

Wie unglücklich die letztere darüber auch, zumal in

ihrer jetzigen Stimmung war und wie trostlos sie sich gegen die Zofe äußerte, so mußte sie doch schon in den allernächsten Tagen der Auffassung des Mädchens beipflichten und einsehen lernen, daß diese Weise Charlottens sich nicht allein gegen sie wende, sondern daß die ganze Natur der Freundin eben bis in ihren tiefsten Grund durch die Stürme der letzten Zeit aufgeschüttelt und verändert worden sei. Charlotte schien der gedachten Innigkeit und Wärme gar nicht mehr fähig zu sein und von jenem herzlichen Vertrauen keinen Rest mehr in sich zu finden, obgleich sie wunderbarerweise, wie Henriette bald bemerken konnte, sich des Verlustes völlig bewußt war und aufs tiefste den Gegensatz ihres frühern und jetzigen Wesens zu empfinden schien. Von Verschlossenheit war aber gleichfalls keine Rede, im Gegentheil begegnete sie der Freundin bei Allem, was zwischen ihnen zur Sprache kam, mit einer anscheinend rückhaltlosen Offenheit; allein es fehlte derselben die Wärme, durch welche sie zum Vertrauen erhoben wird, wie sie denn auch sonst nirgends mehr hervordrang, weder in der Anschauung und Auffassung der Verhältnisse und des Lebens, noch in ihren Urtheilen über die Personen und die Dinge, über ihre eigene Gegenwart und Zukunft. Es sprach sich überall in diesen Punkten eine starre, zuweilen auch beinahe nüchterne

Faſſung aus, eine faſt gleichgültige Reſignation und dennoch daneben auch wieder eine Art von unerbittlicher, ſtarrer Entſchloſſenheit: ſo ward es, ſo iſt's; daran können die Menſchen, kann Gott nichts ändern.

Das Alles erkannte und vernahm Henriette, wie erwähnt, ſobald ſie ſich einigermaßen von den Stürmen erholt hatte, die ſie ſelber beinahe vernichtet hatten, und zu einer größern, auch geiſtigen Ruhe zurückkehrend, allmälig wieder fähig wurde, zu beobachten und zu urtheilen. Sie fand die Freundin, um das zu wiederholen, wenn auch nur in der angegebenen, halb betrübenden, halb erſchreckenden Weiſe, offener als jemals früher, ſelbſt da, wo ſonſt Jedermann den Verſchluß ſeines Innern aufrecht zu erhalten pflegt und wo auch Henriette bisher ſtets noch vor einem Geheimniß geſtanden.

„Was in jener Stunde, da Du mir entdeckteſt, wie ich aller Menſchlichkeit, aller Natur zum Hohn mißhandelt worden, äußerlich mit mir vorging, das weiß ich jetzt ſo wenig wie damals", ſagte Charlotte eines ſtillen Morgens, wo beide unter dem alten Birnbaum ſaßen, zu der Freundin. „Und auch von meinem Innern weiß ich nur die eine jähe Empfindung, daß ich auch nicht eine Stunde länger mit ihm, mit Euch leben könne, daß ich das weltliche Band zwiſchen uns auch

der Welt als für immer zerrissen zeigen müsse, daß ich mich selber für ausgestoßen erkläre aus Eurer Welt. Darum wollte ich einen Begleiter und darum — gleichviel, ob in jenem Augenblick mit Bewußtsein oder nur instinktmäßig — wählte ich dazu Dagobert. Wer mich wirklich kannte und achtete, konnte schon daraus meine Motive erkennen. Daß dieser Schritt mich trotzdem auch in den freundlichsten Augen vernichten mußte, das räume ich ein. Allein es mußte geschehen, es blieb mir keine andere Rache der Schmach. Ich bin einmal keine Madonna Marina. Und für mich kam auch auf den Erfolg nichts an, von mir war und ist selbst für mich fortan keine Rede mehr.

Aber mir ist", redete sie nach einer Pause weiter, stets gleich unbewegt und eintönig, „als habe ich in jenem ersten Moment der Entdeckung etwas von dem laut werden lassen, was in dem gleichen Augenblick auch erst in mir selber wirklich laut wurde und grell aufleuchtete. Davon muß ich Dir sagen. Denn was auch an mir gesündigt wurde, Du sollst und darfst nicht glauben, daß ich selber es nicht gewissermaßen durch eine Sünde herausgefordert und gerechtfertigt habe, die ich freilich unverschuldet auf mir trug und deren ich mir eben erst in jenem Moment völlig klar wurde. Das ist, Henriette, daß mein Herz eigentlich

niemals dem gehört hat, den ich meinen Gatten hieß, sondern stets, ohne es zu wissen, einem Andern zu eigen war.

Es gibt in meinem Leben nur einen einzigen Moment, wo mich die volle Wahrheit durchzuckte. Tante Soldnau und der Pfarrer redeten an jenem Morgen, da Felix und seine Mutter zu Othmaringen eintrafen, bei der großen Buche über Mancherlei, und als ich gerade in das Gebüsch hinter ihnen schlüpfte, vernahm ich, wie Bilingsfelden zu der Prinzessin Constanze stand. Das übermannte mich so, daß ich aufschrie und entfloh, daß ich halb bewußtlos im Pavillon blieb, bis mich die Annäherung der Beiden zur Fassung zwang, denn ich wollte und durfte nicht verrathen, was eben durch mich hingezuckt war und mich nicht blos durch sich selbst, sondern auch um deswillen bald fast noch mehr erschreckte, weil ich mir bis dahin eines solchen Gefühls in solcher Tiefe niemals klar geworden war. Und daß es ein wirkliches und echtes, ein unvergängliches und unüberwindliches sei, das glaubte ich auch bald selbst nicht mehr. Denn ich konnte es ja überwinden und mich fassen, ich konnte auf das hören und achten, was um mich her vorging, ohne große Kraftanstrengung; ich fand mich Bilingsfelden gegenüber in einer zum mindesten nicht qualvollen Resignation. Und als Felix

um mich anhielt, fand ich weniger Widerstand in mir, als ich später oft selber verstanden habe. Es ist möglich, daß ich instinktmäßig dem Wiedererwachen und Erstarken jenes im ersten Durchbrechen schon verdammten Gefühls entfliehen wollte und mich in die Pflicht rettete, Alles, was es in mir gab, einem Andern weihen zu müssen.

Und auch daß mir das gelang, beruhigte mich gewissermaßen von neuem und ließ so zu sagen jenes Gefühl immer weiter sich zurückziehen, immer stiller und mir fremder werden. Ich fühlte nie in mir die Fähigkeit, geschweige denn die Sehnsucht nach einer tiefen, Alles erfüllenden und durchdringenden Liebe und machte es mir noch weniger klar, daß Felix dieselbe weder begehrte noch zu erwecken vermochte. Ich vernahm die Lösung des Bandes zwischen der Prinzessin und Bilingsfelden, ohne daß sich in mir etwas regte, was mich hätte beunruhigen müssen, denn ich war niemals so sorglos, so sicher, Henriette, daß ich nicht auf mich in diesem Punkte geachtet hätte; vergessen hatte ich, was damals durch mein Herz zuckte, niemals.

Da kam Bilingsfelden zu uns. Wie er war, wie es bei uns stand, was ich dabei empfand, davon will ich nichts sagen; ungefähr weißt Du es ja auch. Ich

wurde mir nicht klar über das, was es wirklich in mir gab — sage: ich wollte es nicht werden. Ich wußte nur die Ruhe und Sicherheit nicht in mir, an die ich bis dahin geglaubt hatte, ich suchte instinktmäßig — lache nicht über das Wort, es ist das einzig richtige — nach Hülfe, nach einem Halt, einer Stütze und meinte sie nur bei dem suchen zu dürfen, der mir ja das Alles sein sollte. Ich rang voll Angst und Qual gegen mich selbst, ich demüthigte mich im dumpfen Gefühl meines Unrechts und der Gefahr, wie ich es jetzt oft selber nicht mehr begreife. Ich wollte nicht sehen, nicht wissen. Und da kam dann endlich der Moment, wo ich mir wohl klar werden mußte, wo ich gerade vor dem entwürdigt und vernichtet wurde, der — genug!" brach sie ab und zum ersten Male flog etwas Finsteres durch die stillen Züge, „ich weiß sehr gut, wie er zu diesem infamen Einfall kam; in seinem Kopfe entstand er nicht! Und wenn ich Alles vergessen und im Herzen vergeben könnte, als den schlechten Streich eines leichtsinnigen und charakterlosen, schmuzigen Menschen — daß er sich den zum Zeugen meiner Schmach wählte, vor dem ich sogar in Gedanken, im Traum rein und unnahbar bleiben wollte, diese Berechnung, Henriette, diese Berechnung, denn die war's!" fügte sie mit düsterer, kaum noch gebändigter Leidenschaftlichkeit hinzu, sich erhebend

von ihrem Sitz und vor der Freundin stehend, die Augen brennend, die Stirn voll Drohen, die Finger zusammengezogen, „die macht die That zu etwas Schlimmerem als zum Mord, denn sie vernichtet mich nicht blos vor ihm, vor Euch, vor allen, sondern auch in meinen eigenen Augen auf immerdar und stößt mich aus. Sie macht mir auch jeden Kampf unmöglich und jede Wiedererhebung."

Es war eine lange Pause.

„Und glaubst Du — glaubst Du — kannst Du's glauben, daß er, daß Bilingsfelden sich durch die Infamie des — des Andern zu einer noch größern hat fortreißen lassen können?" fragte Henriette endlich so langsam, so schwer, als ob nicht nur jedes Wort, sondern auch jeder Gedanke ihr eine furchtbare Qual mache, während der eine sich doch nicht zurückweisen ließ und das andere gesprochen werden mußte.

„Auf Deine Ehre, auf Dein Herz, auf Dein Gewissen, Henriette, wird dadurch, nicht einmal sein Wissen vorausgesetzt, für mich, meine Ehre und mein Gefühl etwas geändert?" versetzte Charlotte, mit festem, finsterem Blick der Freundin begegnend. Und da die letztere schwieg, wandte sie sich ab und ging langsam durch den Steig, der sich an dem schlichten Zaun hinzog

und in dem kleinen Garten faſt die einzige Gelegenheit zu einer Art von Promenade darbot.

Erſt nach einer ganzen Weile und nachdem ſie den Steig mehrmals vom Anfang bis zum Ende durchmeſſen hatte, kam ſie zu der Bank unter dem Baume zurück und ließ ſich nieder. Die kurze tiefe Erregung war der gewöhnlichen milden Stille gewichen.

Nach einem längern Schweigen nahm Henriette die Hand, die läſſig im Schooße ruhte, in die ihre, und da Charlotte aufſchaute, ſprach ſie: „Ich danke Dir für Deine Mittheilung und will ſie durch eine andere über mich erwidern. Es muß Dir in der letzten Zeit dies und jenes an mir räthſelhaft erſchienen ſein. Ich weiß es wohl, daß es nur Dein ſehr gerechtes Mißtrauen war, das Dich nicht mich vor allen mitnehmen ließ —"

„Du irrſt", unterbrach Charlotte ſie eintönig. „Dir wie allen —"

„Laſſe es gehen! Es muß Alles klar zwiſchen uns ſein", redete das Mädchen verdüſtert. „Ich kann es ganz kurz ſagen. Als Du damals in Neapel ein paar Monate lang ſo leidend warſt, wandte Dein Gemahl ſich mir zu, aus Langweile, glaub' ich wohl, allein dennoch allmälig für mich gefährlich. Und eine Stunde gab's, da rettete mich nur ſein gar zu offener Angriff, der mich aufſchreckte aus meiner Betäubung und mir

die Erinnerung zurückgab an Deine und meine Ehre. Aber ich wußte und fühlte mich schwach und entfloh. Ich ging damals nach Deutschland und blieb fort, bis mich endlich Deine Bitten und meine Liebe zu Dir, vor allem aber seine Reue und seine Versprechungen, endlich auch das Bewußtsein meiner wiedergewonnenen Stärke zurückführten. Wie ich Dich kannte und ihn kennen gelernt hatte, war ich für Dich in tiefster Sorge. Du mußtest Jemand bei Dir haben, der Dich, Du Reine, Unschuldige, vor ihm und seinem Leichtsinn, seiner Gewissenlosigkeit schützte und hütete. Das konnte ich und wollte ich. Da ich zurückkam, sprach ich mich mit ihm darüber aus und sagte ihm offen, welche Stellung ich fortan für Dich und gegen ihn einnehmen werde, und daß ich fortan nur dann neben ihm leben und gegen Dich schweigen könne, wenn ich ihn Deiner Liebe und Güte, Deiner Treue und Reinheit unwandelbar würdig sehe. Und das Alles erfuhr er noch ernster, als er mir noch einmal in der alten Weise nahe zu treten versuchte. Ich war auf dem Wege zu Dir, da warf er sich mir zu Füßen und schwor mir zu Alles, was ich verlangte, und hat das gehalten, bis er jene Hildegard kennen lernte. Da bat ich, da drohte ich ihm, da bot ich Dir die Aufklärung an, obgleich Du so gleichgültig bliebst gegen das, was Du selber sehen

mußteſt. Leicht, mein Herz, wurde mir mein Bekenntniß nicht", fügte ſie gepreßt hinzu, „und ſo, da Du es zurückwieſeſt, ſchwieg ich."

„Und weshalb ſagſt Du es jetzt?" fragte Charlotte nach einem kurzen Schweigen mit ruhigem, klarem Blick. „Ich wiederhole, ich hatte und habe kein Mißtrauen gegen Dich; Du ſagſt mir im Ganzen auch nichts Neues. Und was hätte Deine Mittheilung genützt? Glaubſt Du, daß ſie ihn aus ſeinem Rauſch zur Beſinnung gebracht, daß ſie mich aus meiner — heiße es Kälte oder Nachſicht aufgeſchreckt hätte? Und ſiehſt Du", ſchloß ſie, von neuem mit jenem leiſen finſtern Zug, „gerade, daß ich ſo ruhig blieb, als er im Frühling plötzlich ſo leidenſchaftlich war, und noch ruhiger die gleiche Leidenſchaft ſich von mir ab und jener zuwenden ſehen konnte, das zeigt mir gleichfalls wieder, daß er mir innerlich von der erſten bis zur letzten Stunde unſeres Zuſammenlebens fremd geblieben iſt."

„Nur das Eine verſtehe und faſſe ich nicht", ſagte Henriette, als ſie mittags ins Haus zurückkehrten, „daß Du in dieſer Einſamkeit und Abgeſchiedenheit, in dieſer Selbſtſtändigkeit fortzuleben verſuchſt."

„Sei unbeſorgt, ich kann es", fiel Charlotte gleichgültig ein. „Mir ſtand eine nicht geringe Summe zu Gebote, die ich kurz vor meiner Flucht von daheim

erhalten hatte; die und mein Schmuck ſichern mir mein einfaches Leben für lange."

„Das meinte ich nicht. Fern auch von Deinem Vater, Charlotte!"

„Vor allen von ihm. Er willigte nicht gern in meine Verbindung mit Felix, er war mißtrauiſch, er ſagte mir das, und wenn er dennoch meinem Wunſch nachgab, ſo muß er zwingende Gründe gehabt haben, von denen ich jedoch nichts erfuhr. Als er aber nachgab, ſagte er mir, daß ich nun fortan auch mein Geſchick auf mich allein nehmen müſſe und nur als Felix' Frau meine Heimat in Othmaringen habe. Ich erkenne ſein Recht zu dieſer Beſtimmung heute an, wie ich es damals that, denn ich verſtehe ihn, und ich weiß, daß er dabei beharrt, bis an ſeinen Tod. Ich bin keine Othmaringen mehr."

„Und Dein Schutz gegen Felix, wenn er ganz frei von Dir ſein will?"

„Soweit ich ihn frei geben kann, iſt er's. Will er mehr, ſo muß er's verſuchen. Ich kann ihn nicht hindern. Nur daß er ſich nicht wieder perſönlich mir naht, weiß ich", ſetzte ſie mit finſterer Verachtung hinzu. „Er iſt nur in ſeiner Feigheit noch Menſch."

Siebentes Kapitel.

Schlangenringe.

Am Nachmittag, der diesem Morgen folgte und über den See und über die Berge noch einmal die wundervollste Lieblichkeit und Klarheit des Herbstes sich ausbreiten ließ, kam, in unserer Zeit der Eisenbahnen und zumal in diesem abgeschlossenen Erdenwinkel ein seltenes Ereigniß, ein schwerer Reisewagen alten Stils, von vier Extrapostpferden gezogen, die schöne, oben von uns erwähnte Landstraße entlang gefahren. Er war schwer bepackt mit Koffern aller Art, und man konnte es glauben, daß die vier Pferde, die über und über naß waren von Schweiß und Schaum, es mit ihm in dieser gebirgigen Gegend trotz des trefflich unterhaltenen Wegs nichts weniger als leicht gehabt hatten. Es kam dazu, daß, wie die Begegnenden bemerkten, trotz der ersichtlich

großen Solidität des Gefährts doch die Hinterachse gebrochen und nur kümmerlich durch Stricke und Schienen für den Rest der Station wieder in Stand gesetzt worden war. Der Weg hatte dadurch für die armen Thiere noch länger und die Last noch schwerer werden müssen. Der Postillon sah denn auch mißmuthig genug aus, und auch dem ältlichen Diener auf dem Bock blickten der Verdruß und die Ungeduld deutlich aus den Augen.

Trotzdem hatte der erstere das Gefährt, als er auf den Platz gelangt war, an dem ersten der Gasthöfe, dem zur Krone, vorübergelenkt und wollte nun ebenso auch den Reichsapfel passiren. Er mochte wohl denken, daß eine so vornehme Herrschaft, wie sie durch diese Reiseweise gekennzeichnet zu werden schien, nur das Hotel zum Absteigequartier wählen werde. Darin hatte er sich jedoch geirrt; denn als er bereits am Reichsapfel vorüber war, hieß ihn der Diener auf einen Ruf aus dem Wagen plötzlich anhalten, stieg dann vom Bock und näherte sich mit abgezogenem Hute dem Schlag.

Eine ältliche Dame, deren zartes Gesicht noch Spuren einer frühern großen Schönheit zeigte, neigte sich ein wenig aus dem Fenster, ließ ihr Auge langsam und prüfend über den alten Gasthof mit seinem Garten und seinen Bäumen vor der Thür und dann zu dem

gleichfalls sichtbaren Hotel hinübergleiten und sagte darauf im sanftesten Tone: „O nein, Johann, wenn wir doch ein paar Tage hier verweilen müssen, so will ich lieber in diesem Hause bleiben. Es sieht so kühl und schattig und freundlich aus, und da draußen ist es gewiß zugig und der See blendet mir die Augen. Sage Er es dem Schwager, daß er hier vorfährt."

Der Postillon folgte dem Befehl sichtbar noch verstimmter, denn abgesehen davon, daß er umwenden mußte, was bei dem Zustand des Wagens seine Bedenklichkeiten hatte, wußte er auch nur allzu gut, daß bei Anselm Mayer von dem Trinkgeld, das ihm im Hotel für die eingeführten Fremden sicher war, keine Rede sein würde. Der Wagen knarrte und schwankte denn auch bei der Wendung und der folgenden kurzen Strecke auf das gefährlichste, und man konnte es dem Burschen am Ende nicht verdenken, als er vor der Thür mit einem erleichternden Fluch aus dem Sattel sprang, die Peitsche auf den Boden warf und dem heraustretenden Anselm die Erklärung gab, daß eine solche Fahrerei der Schwarze holen möge.

„Da bist Du denn doch selber allein schuld daran", sagte der Wirth. „Solche Achse zu brechen —"

„Den Teufel bin ich!" unterbrach ihn der Bursche grimmig und fing an die Gäule abzusträngen. „Auf

der ebenen Straße, im Schritt, bergan — da lag der Bettel! Es ist Pfuscherarbeit oder geht nicht mit rechten Dingen zu. Das wird Er selber schon noch sehen, Herr Mayer, und auch der Schmied muß es sehen. Gott Lob, daß ich damit fertig bin."

Das Trinkgeld, das er vom Diener empfing, machte dann freilich Vieles wieder gut, es erregte sogar Anselm's Verwunderung, und obgleich der brave Wirth, wie wir wissen, auf nichts weniger als Gasthofsverdienst ausging und den Wagen vorhin schier mit einer Art von Mißmuth seinem Hause zulenken sah, so nahm ihn doch jetzt Alles, was er sah und hörte, für die Fremden ein; das war so eine von den alten vornehmen, zugleich soliden und freigebigen Herrschaften, bei deren Reisen niemals von den Kosten, sondern nur von der Behaglichkeit die Rede war, eine solche, wie er sie vordem, da er noch auswärts seine Wirthsstudien als Kellner machte, ziemlich häufig und selbst hier am Platze hin und wieder kennen gelernt hatte und wie man sie jetzt fast nie mehr trifft.

Seine Antwort auf die höfliche Frage des ältlichen, gleichfalls solid aussehenden Dieners, ob die Frau Baronin hier für einen oder ein paar Tage die nöthigen Zimmer und Bequemlichkeiten finden könne, war daher auch nicht die gewöhnlich gleichgültige: es werde sich

ſchon machen, ſondern lautete, von einer reſpektvollen Verbeugung begleitet und indem ſein Auge ſich auf die ſich wieder am Fenſter zeigende Dame richtete, dahin, daß er bemüht ſein werde, Ihre Gnaden zufrieden zu ſtellen.

„Das wird nicht ſchwer ſein, mein lieber Herr Wirth", ſagte die Dame, die jetzt aus dem Wagen ſtieg, ſehr freundlich und mit den ſanften Tönen, die wir ſchon vorhin vernahmen; „ich brauche nur Ruhe und Schatten, um mich zu erholen, denn der unangenehme Zufall mit dem Wagen und dieſe Fahrt durch die heiße Sonne und den Staub haben mich angegriffen. Ihr Haus ſieht ſo friedlich und ruhig aus. Sind noch viele Gäſte da?"

„Nur ein paar Damen", verſetzte Anſelm, „die Eure Gnaden ſicher nicht ſtören werden."

„Und nicht wahr, mein lieber Wirth", ſprach die Dame wieder nach einem kurzen zufriedenen Nicken, „Sie weiſen hernach meinem Diener ſogleich die nöthigen Handwerker nach, damit der Wagen bald und gut wiederhergeſtellt werde? Allzulange darf ich nicht verweilen. Nicht wahr, es geht doch noch alle Tage das Dampfboot nach B.?" fügte ſie hinzu, da ſie Anſelm die Treppe hinauf folgte.

Alles, was er ſah und hörte, wiederholen wir, be-

friedigte Herrn Anſlem Mayer durchaus. Die Dame war eine vornehme Frau, erſichtlich nicht mehr jung und doch im Ganzen wohl erhalten, mit ungewöhnlich ſanften und ſchönen braunen Augen, mit reichem, aber ſchon leicht ergrauendem Haar. Und wie ſie dieſes letztere offen zur Schau trug, ſo fand ſich auch ſonſt an ihrer Erſcheinung nichts, aus dem man hätte auf den Wunſch oder das Streben ſchließen dürfen, daß ſie ihr Alter ein wenig verbergen wolle. Im Gegentheil, es ſtimmte Alles zu demſelben, ihre Toilette, ihre Bewegungen, ihre Sprache, die ganze ruhig freundliche und doch alle ungebührliche Vertraulichkeit ausſchließende Weiſe, in der ſie mit ihrer Umgebung verkehrte.

Von ihrer Begleitung — ſie beſtand nur aus dem erwähnten Diener und einer auch wieder bejahrten Kammerfrau — galt ungefähr das Gleiche, ſodaß man faſt von ſelbſt zu dem Schluß kommen mußte, beide ſeien in dieſem Dienſte und mit ihrer Herrin alt geworden. Sie waren, wie man ſolche Leute gerade in vornehmen Häuſern noch am erſten antrifft, höflich, ruhig, ſchnell, ſicher und leiſe in ihren Bewegungen, aufmerkſam auf die Bedürfniſſe und die Bequemlichkeit ihre. Gebieterin und für ſich ebenſo anſpruchslos, wie jene es in Anſehung ihrer eigenen Perſon zu ſein ſchien. Kurz, man konnte an dieſer kleinen Reiſegeſellſchaft recht deutlich

die Wahrheit des alten Satzes erkennen: wie der Herr, so der Diener. Und Herr Anſelm Mayer ſagte abends beim Zubettgehen anſcheinend mit vollem Recht zu ſeiner Frau, daß er, dies und jenes abgerechnet, ohne das es nun einmal nicht abgehe, ſolche Gäſte ſich gefallen laſſe und nur bedauere, ſie nicht ein wenig länger bei ſich behalten zu dürfen. Das ſei eine Geſellſchaft, wie man ſie der Frau Charlotte und ihrer Freundin wünſchen müſſe in ihrer Trauer und Einſamkeit.

„Wenn ich nur das mit dem Wagen capirte!“ fügte er kopfſchüttelnd hinzu.

Darin hatte er allerdings Recht, „das mit dem Wagen“ war wirklich etwas Seltſames und Räthſelhaftes. Denn als der Schmied den Schaden unterſuchte, erklärte er alsbald, daß an dem Bruch der Poſtillon in der That keine Schuld trage, und wenn da keine Schurkerei oder Schabernack ſtattgefunden habe, verſtehe er's nicht. Das Eiſen ſei ſo geſund und die Arbeit ſo tüchtig wie irgend denkbar, die Achſen ſeien für jeden Weg, ſelbſt für den rauheſten im Gebirge ſtark genug. Hier aber finde ſich an der Bruchſtelle etwas wie ein wirklicher Einſchnitt bis über die Hälfte des Durchmeſſers, der nur abſichtlich und nur durch Menſchenhand bewirkt worden ſein könne.

Der Diener, der dabei ſtand, ſchüttelte ungläubig

den Kopf. „Wie wäre das möglich?“ meinte er. „Wir haben auf der ganzen Reise keinen Zank und Verdruß gehabt, überall sind wir und überall ist man mit uns zufrieden gewesen. Wer könnte da Lust zu einem solchen schuftigen Streich gehabt haben?“

„Das weiß ich auch nicht“, sagte der Schmied achselzuckend, „aber es ist, wie ich sage, und schaue Er her, das können selbst seine Augen sehen und der Herr Anselm hier wird mir Recht geben.“

Und da dieser allerdings zustimmte und auch der Diener durch den Augenschein fast überzeugt wurde, wiederholte er, daß er das Ding nicht begreife. Da könne es also nur in A. geschehen sein, wo sie die letzte Nacht geblieben; „und“, fügte er nachdenkend hinzu, „es ist wahr, als ich gestern Abend spät noch in die Remise ging, um nachzusehen, ob Alles in Ordnung und sicher, denn wir hatten das große Gepäck nicht vom Wagen genommen, da kam ein Knecht mit der Laterne mir entgegen, ein mürrischer Mensch. Er meinte, das könne ich mir sparen, bei ihnen passire nichts, er habe eben selber Alles visitiren müssen. Ich ging aber doch hin und sah nach; es war Alles recht. Er leuchtete mir ungeduldig, schloß dann das Thor und brachte den Schlüssel dem Wirth, das sah ich selber.“

„Da mag's geschehen sein und es ist ein Buben-

ſtreich!" bemerkte der Schmied. „Und dankt Ihr Gott, daß das Unglück nicht auf der großen Steig geſchah, Ihr hättet alle des Todes ſein können."

„Es iſt wirklich nichtswürdig! Und bis wann denkt Ihr fertig zu werden, Meiſter?"

Der Schmied kratzte ſich hinter dem Ohr. „Ich will thun, was ich kann", meinte er, „aber vor morgen Abend wird's kaum möglich ſein, denn ich kann heute nicht mehr dazu."

„Das iſt widerwärtig", ſagte der Diener zum Wirth, als der Meiſter mit dem Wagen davon war; „ſo müſſen wir ja jedenfalls bis übermorgen bleiben, und die Zeit iſt wirklich knapp. Die Frau Baronin fährt nun einmal nicht mit der Eiſenbahn, da geht's ohnehin nicht raſch; und wenn dann noch ſolche Hinderniſſe dazu kommen —"

„Ihr reiſt nicht vergnügenshalber?" fragte Anſelm.

„Na, wie Ihr's nehmt, Herr Wirth; nöthig war die Reiſe gerade nicht, obgleich die gnädige Frau ſie doch gern macht. Wir gehen nach Meran. Da lebt die Frau Tochter mit ihrem Herrn Gemahl und wünſcht die gnädige Frau bei ſich zu haben. Sie ſieht ihrer Entbindung entgegen. Es ſteht Alles gut, denke ich. Aber wenn die Tochter ſo etwas wünſcht — es iſt die einzige, Herr Wirth, und das letzte Kind — da gibt

die Mutter gern nach, noch obendrein eine ſolche wie unſere Gnädige. Es iſt die beſte Dame im Lande, Herr Wirth! Und natürlich will ſie nun doch auch nicht gern zu ſpät kommen."

„Ja, ja, ſo ein letztes und einziges Kind!" bemerkte Anſelm, der, am Thürpfoſten lehnend und ſeine kurze Pfeife rauchend, weil er gerade nichts Anderes zu thun hatte, bereitwillig auf die Mittheilungen des Redſeligen lauſchte. „Eure Gnädige hat wohl viel Unglück gehabt?"

„Ja, leider Gottes!" lautete die Antwort. „Die beiden Junker ſtarben an dem infamen Scharlachfieber; das iſt freilich ſchon lange her und wohl überwunden, aber was ſie nicht überwindet und was ſie zur alten Frau gemacht hat, das iſt der Tod des Herrn Barons; es ſind anderthalb Jahre. Und die Herrſchaft lebte ſo glücklich mit einander, und als der Herr ſtarb, war die Gnädige noch immer eine ſchöne Dame. Allein damit war Alles vorüber. Und wenn die Roſine und ich ſie anſehen, thut's uns bis ins Herz weh. Sie iſt eine fromme Dame und weiß ſich zu faſſen. Aber wir merken's ſchon."

„Ihr und die Jungfer, Ihr ſeid wohl bereits lange Zeit in dem Dienſt?" fragte der Wirth.

„Wir? Ja. Ich war ſchon bei dem Herrn Baron, da er heirathete, und die Roſine kam mit der jungen

Frau. Es ſind über dreißig Jahre. Ihr glaubt nicht, Herr Wirth, wie wunderſchön unſere Dame war und wie fröhlich und gütig! Ach Gott, nach dem Tode der beiden Junker wurde ſie wohl ſtiller und ernſter, und dann, als der gnädige Herr — ja Vornehmheit und Güte ſchützen doch nicht gegen das Unglück! — Das habe ich auch noch vorhin wieder denken müſſen, als ich da Euren Gaſt, die ſchwarze Dame, im Garten ſah. Herr Gott, wie ſieht die ſo vornehm aus und wunderſchön! Und doch merkt man es auf den erſten Blick, wie ſchwer ihr das Herz ſein muß!"

Anſelm Mayer ſah den Diener mit einer Art von Mißtrauen an, denn es kam ihm ſeltſam vor, daß der Menſch ſchon im Garten geweſen ſein oder auch nur öfters und aufmerkſam hinübergeblickt haben ſollte, während er bisher mit dem vollſtändigen Abpacken und Ausräumen des großen Wagens überflüſſig zu thun gehabt hatte und, ſoviel wenigſtens der Wirth wußte, keine Minute fort geweſen war. Das fehlt ſich nicht, ſagte er zu ſich ſelbſt, ſolch Volk iſt immerdar einander gleich; ſpioniren müſſen ſie. Und laut ſprach er mit großer Trockenheit, indem er zugleich die Hände aus den Hoſentaſchen zog und Miene machte, ins Haus zu gehen: „Ja, ja, da habt Ihr nicht Unrecht. Die arme Dame iſt immer traurig und ſcheint es ſchlecht getroffen

zu haben. Aber danach frage ich nicht und weiß nichts von ihr, als daß sie eine grundgute Frau zu sein scheint. Vornehm, wie Ihr es meint, ist sie aber ganz und gar nicht, sondern schlechtweg bürgerlich."

„Was Ihr sagt!" versetzte der Diener erstaunt. „Und ich dachte, es sei zum mindesten eine Gräfin oder dergleichen, denn so sieht sie aus, trotz all ihrer Trauer!"

„Da habt Ihr auch wieder nicht Unrecht", sprach der Wirth noch trockener, „ich sage es selber so! Aber daran sieht man, daß so was im Menschen sitzt und nicht in seinem Rang und Titel. Wenn Ihr länger dabliebt oder hier ins Gebirge kämt, da wollte ich Euch mehr als einen zeigen, der sieht aus und trägt sich und thut auch wohl, als sei er ein Fürst oder Prinz, und ist doch nur ein Bauersmann, aber einer von den rechten. Das ist so." Damit ließ er den Diener stehen und ging seinen Geschäften nach.

Ob und was der Diener von der mitgetheilten Unterhaltung der Kammerfrau zugetragen haben mochte, wurde im Hause nicht bemerkbar. Die Baronin blieb für den Rest des Tags in ihrem Zimmer, und auch die Kammerfrau wurde drunten nicht mehr sichtbar. Selbst der Diener zeigte sich nur, als er die Reste des Abendessens wieder hinabbrachte, und ließ sich auch auf dem Corridor nicht sehen. Noch weniger wurde irgend

etwas bemerkt, das als eine besondere oder gar wohl neugierige Beobachtung der alten Gäste hätte gedeutet werden können; man kennt dergleichen ja. Herr Anselm hatte im ersten Verdruß über die Neugierde des Dieners ein Wort darüber gegen seine Frau fallen lassen und gewünscht, daß man ein wenig Acht darauf gebe: er wolle nicht, daß man seine Damen belästige. Und da von dergleichen, wie gesagt, nichts bemerkt wurde, so stimmte ihn das von neuem und noch mehr zu Gunsten der neuen Gäste und auch wieder gnädiger gegen den Diener.

Die beiden Freundinnen zogen sich übrigens auch früh schon in ihre Zimmer zurück und waren den Fremden nirgends begegnet. Die Zofe ließ sich noch weniger sehen. Sie hatte zu viel Arbeit mit der Wintertoilette der Damen, als daß sie sich mehr als nöthig im Hause umherbewegt hätte.

Am folgenden Morgen freilich, wo nun auch die letzten Gäste von der Unruhe des Reisetags zu der Ruhe und Ordnung der Häuslichkeit übergingen, denen man sich während einer solchen gemüßigten Pause auch wohl im Gasthofe zu überlassen pflegt, ließen sich die beiden Parteien nicht wohl länger auseinander halten. Die Dienerschaft ging im Hause ihren Beschäftigungen nach oder suchte sich irgend eine Unterhaltung für die

langen stillen Stunden auf, man begegnete sich und grüßte einander höflich, es kam sogar zu dieser und jener Frage oder Bemerkung, auf welche Lisette, wie wenig Lust sie auch zu solchem Verkehr hatte, nicht wohl schweigen durfte. Und endlich, da Charlotte im Laufe des Morgens, wie immer, wenn es die Witterung erlaubte, in den Garten ging, machten die Kammerfrau und der Diener, denen sie im Corridor begegnete, ihr ihre tiefste Verbeugung und sahen ihr kopfschüttelnd und flüsternd nach.

Lisette, welche gerade anfing, das Zimmer ihrer Gebieterin aufzuräumen, bemerkte das mit einem aus tiefem Mißmuth und Mißtrauen gemischten Gefühl, wie sie es von Anfang an gehabt, wo sie die Gräfin von Fremden beobachtet sah, und das sich nun seit Henriettens furchtbaren Mittheilungen noch um Vieles verschärft hatte. Charlotte hatte, wie wir erfuhren, diesen Aufenthalt gewählt, nicht sowohl um wirklich gefährliche Verfolgungen zu vermeiden, an die sie nicht glaubte, sondern vielmehr um in seiner Abgelegenheit nur allen Verbindungen mit der Welt zu entgehen, von der sie nichts mehr wollte, und sich der Ruhe und Stille zu überlassen, die er ihr zu gewähren schien. Von dem Eindruck, den ihre Erscheinung machen mußte, hatte sie auch zur Zeit ihres glänzendsten und heitersten

Weltlebens und trotz der außerordentlichen Huldigungen, die man der schönen Frau darbrachte, in ihrer anmuthsvollen Bescheidenheit niemals etwas gewußt und dachte jetzt noch weniger über dergleichen nach. Lisette aber und neuerdings auch Henriette sahen das anders an. Sie sahen und wußten, daß diese Erscheinung auch jetzt noch die Augen auf sich ziehen mußte, während zugleich das Leben der Dame, ihre Zurückgezogenheit und Einsamkeit Jedem, der davon erfuhr, nur immer weitere Fragen nahe legte. Und wenn daraus bisher auch keinerlei wirkliche Unannehmlichkeit für sie erwachsen war, weil gerade ihre Erscheinung und ihr Wesen jede Dreistigkeit und Zudringlichkeit ausschlossen, so ließ sich doch die Besorgniß nicht fern halten, daß es damit nicht immer so fortgehen werde. Henriette hatte daher auch, sobald sie einigermaßen zur Ruhe gekommen war und die Verhältnisse zu übersehen vermochte, auf einen Wohnungswechsel gedrungen. Es mußte sich in der Stadt irgend ein Haus finden lassen, in dem man wie jede andere Familie unbeachtet und friedlich hinleben konnte. Allein Charlotte wollte davon nichts hören. „Laßt mir Luft und Licht, wie ich es hier habe", bat sie. „Weiter will ich von der Welt nichts."

Die Kammerfrau kam an die offene Thür. „Ver-

zeihen Sie, Mamſell", ſagte ſie, da Liſette verwundert über dieſe Annäherung ſich zu ihr umſah, „es iſt wohl ein wenig dreiſt, daß ich da zu Ihnen komme, allein ich kann wirklich nicht anders. Der Anblick Ihrer Dame hat mich ſo bewegt. Wo ich ſo viel Leiden und Trauer an einem Menſchenkinde ſehe, und dazu an einem noch ſo jungen und ſchönen — ich ſah in meinem ganzen Leben nicht eine ſo wunderſchöne Frau — da kann ich nicht bleiben, wie man's in der Welt ſoll, ſondern fühle es mit und muß es herausſagen, wie mir das weh thut. Lieber Gott", fügte ſie hinzu, „wenn man ſelber an ſeiner guten Herrſchaft und mit ihr ſo viel Unglück und Leid erlebt hat, da merkt man's erſt, wie es auch mit Andern ſteht, und hat ein Herz dafür. Iſt's denn Ihrer Dame ſo traurig ergangen, ſolch einem Engel Gottes?"

Es war etwas in dieſen Worten und dem Ausdruck, mit dem ſie geſprochen wurden, das Liſettens Mißmuth beſänftigte und jedes Mißtrauen abzuweiſen ſchien. Sie erwiderte auch verhältnißmäßig freundlich, was für ſolche Fälle zwiſchen den drei Frauen verabredet worden. Charlotte hatte ſich, wenn auch widerwillig, zu einem ſolchen Märchen verſtanden, da ſie am Ende wohl einſehen mußte, daß ſie und ihr Leben gelegentlich eine Erklärung nöthig machen müßten. Sie habe

ihren Gatten verloren und viel von der Untreue und Undankbarkeit ihrer Nächsten zu leiden gehabt, hieß es, sodaß sie alles Vertrauen zu den Menschen und alle Freude am Leben verloren habe. Eine schwere Krankheit sei dazu gekommen, von der sie sich noch immer nicht vollständig erholt habe.

„Die arme Frau!" sagte die Kammerfrau voll Theilnahme. „Man sieht's ihr wohl an! Aber da sollte sie nicht an diesem stillen und engen Platz bleiben, da muß der Mensch ja allein schon melancholisch werden! Und — verzeihen Sie es mir! — auch eine andere Gesellschafterin sollte sie haben, als die Dame, die ihr eben in den Garten folgte; die sieht selber ja noch kränker und trauriger aus!"

„Sie darf wohl", versetzte Lisette achselzuckend. Die Theilnahme der Fremden sprach sie wirklich als herzlich und vor allem als verständig an, denn wer Henriette nur so im Vorübergehen oder allenfalls neben der Freundin sah, mußte etwa zu einem ähnlichen Urtheil gelangen. „Sie ist die Schwägerin meiner Frau und hat fast noch mehr Unglück gehabt. Sie hat ihren Mann auf der Reise verloren und ist auf das abscheulichste ausgesogen, betrogen und mißhandelt worden, sodaß sie ganz krank und elend kaum noch zu uns kommen konnte. Es wäre freilich für meine Frau besser,

wenn sie eine heiterere Gesellschaft hätte. Aber wo findet sich die, zumal in der Fremde? Und nach Hause wollen die Damen noch nicht; sie haben leider unter den Verwandten wenig Freude — Sie wissen, es geht zuweilen so."

Zu der gleichen Zeit etwa, da dieses Gespräch oben stattfand, näherten sich drunten einander auch die Damen.

Die Baronin hatte gleichfalls ihr Zimmer verlassen und sich durch den wunderschönen, klaren und frischen Morgen zu einem Gang durch die Gartenanlagen verlocken lassen, welche, wie wir berichteten, hinter dem Gasthofe in mehreren Terrassen sich am Berge hinaufzogen. Doch mochte es ihr dort noch zu feucht sein, denn es hatte über Nacht stark gethaut, und auch zu kühl, da die Sonne noch nicht hoch genug über den Bergen stand, um ihre Strahlen auch hierher schon zu senden. Drunten im Seitengärtchen dagegen war Alles bereits voll von ihrem Glanz und ihrer zu dieser Jahreszeit nur noch angenehmen Wärme, und wer nur das Grün ansah und die Farben und nicht an die Arten und an den Duft der Blumen dachte und über die gelben und welken Blätter hinwegblickte, die sich doch schon zahlreich fanden, der mochte sich fast in den Frühling zurückversetzt wähnen, so leuchtete das Alles von Frische und, man möchte sagen, Wohlsein.

Die Fremde wandelte denn auch sichtbar heiter in den schmalen Steigen hin und sah sich die Dahlien und die Astern an und betrachtete einige in ihrer Art schöne Zwergbäume — für mehrere große war der Platz am Ende nicht geräumig genug — als ob sie nicht blos ein reges Interesse, sondern auch ein wirkliches Verständniß für und von dergleichen habe. An dem alten Birnbaume, in dessen Schatten Charlotte mit der Freundin auch heute ihren Platz gewählt hatte, war sie schon ein paar Mal vorübergekommen, mit sanftem, theilnahmvollem Blick beide überfliegend, ja einmal sogar ein wenig zögernd, als wolle sie näher treten, nach einer artigen Verneigung aber dennoch weiter schreitend.

Jetzt kam sie zum dritten Mal vorüber, von neuem überflog der weiche Blick die Beiden, welche von ihrer Arbeit nicht aufschauten, und plötzlich herantretend, sagte sie in den uns schon bekannten sanften Tönen: „Verzeihen Sie die Störung, meine Damen, und rechnen Sie es mir nicht als Aufdringlichkeit an, wenn ich mich ein wenig zu Ihnen setze. Ich lebe daheim viel in der freien Luft, bin aber neuerdings zu kränklich, als daß ich mich nicht bald müde fühlte.“ Und als Henriette, auf diese Worte sich erhebend, einen nahestehenden Stuhl herbeizog und mit ein paar artigen

Worten die Fremde zum Ausruhen einlud, fuhr dieſe mit mildem Lächeln fort: „Wir ſind ja auch Hausgenoſſen, und ich finde es immer unrecht, wenn ſolche einander, zumal in ſolcher Einſamkeit, fremd und ſteif gegenüberſtehen.“

Sie nannte ſich als Baronin Trautenau aus Franken und vernahm dagegen die Namen, unter denen die Freundinnen hier lebten, mit der freundlichen Aufmerkſamkeit einer Dame von Welt, die ſich an dem Dargebotenen genügen läßt und nicht nach Weiterem forſcht Sie ſprach über ſich ſelbſt, über ihre Erfahrungen und Schickſale mit einer gewiſſen herzlichen und zugleich bequemen Offenheit, ſie gedachte des Ziels und Zwecks ihrer ſpäten Reiſe und meinte mit theilnehmendem Blick auf Charlotte: „Auch Ihnen würde ein ſolcher Aufenthalt im milden Süden gewiß wohl thun, meine liebe junge Frau. Man ſieht es Ihnen recht an, wie ſehr Sie der Schonung und Stärkung bedürfen. Und hier, glaube ich, muß es bald recht rauh werden. Ich würde mich an Ihrer Stelle wirklich ein wenig fürchten. Aber Sie gedenken auch wohl nicht mehr lange zu bleiben?“

Es konnte überhaupt, zumal Henrietten nicht entgehen, daß die Fremde ſich faſt immer nur an ihre Freundin und nicht an ſie wandte. Die Perſönlich-

keit beider erklärte freilich dieſen Vorzug, wenn man es ſo heißen will. Aber ebenſo wenig ging es für ſie verloren, daß die Baronin im Grunde ihr ſelber eher noch mehr Aufmerkſamkeit zuwandte: ſie ertappte die ſanften Augen mehr als einmal auf einem ganz eigenthümlich fragenden, ſpürenden Blick, der ſich allerdings auf das ſchnellſte in den gewöhnlichen verwandelte und zurückzog, ſobald er dem ihren begegnete.

Einmal aber, da das wieder geſchah, blieb ihr Auge auf dem Henriettens haften. „Sie halten mich gewiß für recht unbeſcheiden, mein liebes Kind", ſagte ſie, „weil ich Sie ſo fragend anſehe. Ich muß ganz ehrlich ſein. Als ich mich Ihnen näherte, war es nicht blos die Müdigkeit und der ſympathetiſche Zug, der die wahrhaft Leidenden ſtets zu einander führt, ſondern es frappirte mich auch an Ihnen beiden, meine Kinder — halten Sie mir dies Wort zu gut!" — unterbrach ſie ſich mit einer Art von inniger Bewegung — „ich könnte ja Ihrer beider Mutter ſein! — es frappirte mich eine Aehnlichkeit, ſage ich, wie ſie mich jetzt, wo ich Sie in der Nähe ſehe, noch immer mehr überraſcht und — verzeihen Sie! — mit traurigen Erinnerungen erfüllt!"

„Mit traurigen Erinnerungen?" wiederholte Charlotte theilnehmend.

„Ja, meine Beſte. Ich meine aber nicht Sie, ſondern

Ihre Frau Schwägerin hier! Sie — ich muß entschieden eine Dame gekannt oder gesehen haben, die Ihnen außerordentlich ähnlich war, ohne daß mir jedoch bisher das Wann, das Wo, das Wer klar werden wollte. Bei Ihnen aber, meine Liebe", fuhr sie, gegen Henriette gewendet, mit trauerndem Ausdruck fort, „ist es damit anders. Sie bringen mir — bitte, bitte, verzeihen Sie mir! Wir können ja beide nichts dafür! — Jemand in nur allzu lebhafte Erinnerung, an der und durch die ich sehr, sehr viel Schmerz und Trauer zu erleben hatte."

„Arme Henriette!" sagte Charlotte, der Freundin mild zulächelnd.

Es zuckte durch das feine, sanfte Gesicht der Baronin etwas, das sich gar nicht näher beschreiben läßt, so war es gemischt aus Schrecken, Unglauben, Zorn und noch einem andern Zuge, für den die überraschten Freundinnen am wenigsten eine Bezeichnung fanden. Ja, die Dame fuhr zugleich beinahe vom Stuhle auf. Im nächsten Augenblick aber war die eine wie die andere Bewegung überwunden, und die Dame sagte nur noch mit hörbar bebender Stimme: „Es ist auch der gleiche Name! — Es war eine Jugendfreundin meiner Tochter", fügte sie nach einer Pause ebenso hinzu, „die ihr und uns Aeltern unsere Liebe und unser Vertrauen

durch schreckliche Intriguen, durch — ich mag gar nicht daran denken! — gelohnt hat, eine Unwürdige, eine Unselige! Möge sie in Gott einen gnädigen Richter gefunden haben!"

„Sie ist todt?" fragte Henriette ernst.

„Ja, ich muß sagen: Gott Lob! Aber lassen Sie mich ein wenig hineingehen. Sie sehen es wohl, diese Erinnerung hat mich erschüttert. Und Sie, beste Frau, verzeihen Sie mir. Sie sind ja unschuldig an dem Eindruck!"

„Das ist allerdings mehr als seltsam", bemerkte Henriette, da die Baronin sich wirklich zurückgezogen hatte, mit dem Ausdruck eines unverkennbaren Mißtrauens. „Der Eindruck, den mein Name oder meine Anwesenheit auf sie machte, und diese Schilderung der —"

„Aber ich bitte Dich, Henriette, sei nicht ungerecht!" sagte Gräfin Charlotte sanft. „Du hast es ja gehört, an was Du sie erinnertest, und da nun auch der gleiche Name dazu kam — wir wissen es doch alle von uns selbst, wie tief solche plötzliche Eindrücke in unser Inneres greifen können!"

„Lasse es gut sein", versetzte die Freundin fast finster. „Es ist etwas in diesem Gesicht, in ihrem Auge, das mich nachdenklich macht und vorsichtig; mir ist, als sei diese Sanftmuth und Milde nur eine Maske,

Wer kann wider ſolche Eindrücke?" fügte ſie mit einer Art von bitterem Spott hinzu. „Sie will ja aber auch Dich kennen! Wir wollen erwarten, wen ſie da herausfindet!"

„Sei nicht ungerecht!" bat Charlotte nochmals.

In der That gewährte der nachmittags erneuerte Verkehr mit der Baronin Henrietten keinerlei neuen Grund zum Mißtrauen, geſchweige denn zu einem wirklichen Verdacht, daß die Fremde das Incognito der Freundinnen durchſchauen möge. Von dem Vorgange am Morgen war nicht weiter die Rede, als daß die Baronin, da ſie zu ihnen trat, Henrietten mit der natürlichſten Herzlichkeit die Hand bot und ſie noch einmal um Verzeihung bat, daß ſie durch eine Erinnerung ſich ſo heftig habe erregen laſſen. Sie widmete dem Mädchen fortan, als wolle ſie vollends jeden unangenehmen Eindruck verwiſchen, eine freundliche, ja herzliche Aufmerkſamkeit und Theilnahme, während ſie Charlotte mit einer gleichen, faſt noch wärmern Theilnahme mehr nur im Stillen zu beobachten ſchien. Von der Aehnlichkeit dieſer war keine Rede wieder.

Als Charlotte ſich einmal, wie ſie das liebte, zu einem einſamen Gange durch den Garten entfernt hatte, ſagte die Baronin mit hörbarer Bewegung zu Henrietten: „Meine beſte Frau, ich habe da Ihre Schwä-

gerin recht aufmerksam beobachtet und muß Ihnen leider sagen, daß sie mir den Eindruck macht, als leide sie an einer Herzkrankheit. Ich habe leider viel mit solchen Kranken leben müssen! Ich bitte Sie, seien Sie recht, recht aufmerksam — das Unglück kommt zuweilen so fürchterlich rasch! — und bringen Sie sie vor allem von diesem traurigen, kalten Ort fort! Sie braucht Wärme und Heiterkeit!"

Henriette konnte durch diese Worte, obgleich sie nicht an die Krankheit glaubte, sich nur dankbar gestimmt fühlen. Zu erneutem Mißtrauen wenigstens war hier nirgends ein Grund.

Am folgenden Morgen war der Dampfer, der täglich von hier nach B. geht, schon früh im Hafen und der inzwischen fertig gewordene und bepackte Reisewagen wurde an dessen Bord gebracht. Der Diener bezahlte die Rechnung, die Kammerfrau — sie hatte verweinte Augen — ging mit dem kleinen Handgepäck zum Hafen, und die Baronin trat, ohne sich melden zu lassen, in Charlottens Zimmer.

„Meine beste Dame", sagte sie nach einem schnellen Umblick durch das stille Gemach zu der sich überrascht von ihrem Frühstück erhebenden jungen Frau, „verzeihen Sie mir diesen Ueberfall; es war Niemand draußen, der mich hätte melden können. Ich mußte Ihnen doch

Adieu ſagen — Sie flößen mir ſo viel Theilnahme ein! — und" — ſie lächelte ſanft — „ich habe auch eine Bitte an Sie: Sie können mir einen großen Gefallen thun! Ich ſah geſtern an Ihnen ein kleines blauweißes Seidentuch; ich hatte genau das gleiche und binde es auf der Reiſe immer um den Hals. Heute Morgen fehlt es, die Roſine muß es verlegt oder verloren haben und iſt nun ganz unglücklich und in Thränen, das alte gute, dumme Ding. Treten Sie mir das Ihre ab, daß die Alte glaubt, ich habe es wiedergefunden. Was thut man nicht einem ſo alten treuen Dienſtboten zu Liebe!"

Charlotte eilte ins Nebenzimmer, und als ſie mit dem Tuch zurückkam und es der Baronin hinbot, behielt dieſe ihre Hand und ſprach nach einigen Worten des Danks im herzlichſten Ton und mit einem weichen Blick: „Nun ſo leben Sie denn recht, recht wohl, liebes Kind! Werden Sie wieder heiter und geſund und gedenken Sie meiner zuweilen; ich habe Sie lieb gewonnen und werde mich oft Ihrer erinnern."

Achtes Kapitel.

Zur rechten Zeit.

Gräfin Charlotte war eine Frühaufſteherin, wie wir ſie ja auch ſchon als Mädchen kennen lernten, allein im Laufe ihrer Ehe hatte ſie es nach und nach angenommen, dieſe erſten Stunden des Tags ſo viel wie möglich für ſich zu bleiben, und hielt, ſeit ſie ſich von ihrem Gatten getrennt, noch feſter an dieſer Gewohnheit. Die vertraute Zofe, die ihr friſches Waſſer und ſpäter den Thee brachte, den ſie in Italien zum Frühſtück gewählt hatte, war die Einzige, welche die Dame in dieſen Stunden zu ſehen bekam und zwar auch nur zu den beiden genannten Malen, und auch Henriette hatte ſich, wie ſchon vordem, ſeit ihrer Ankunft gleichfalls wieder in dieſe Gewohnheit gefügt.

Charlotte pflegte zu dieſer Zeit ihr Tagebuch oder ihre Briefe zu ſchreiben, zu leſen, zu arbeiten oder was ſonſt dergleichen war. Neuerdings freilich hatte ſie faſt immer nur einige Sätze für das Tagebuch gehabt und dann ſich, wie auch während des ganzen übrigen Tages, ihren finſtern Träumen und Gedanken überlaſſen, zum tiefen Schmerz und zur ernſten Beſorgniß für die treue Dienerin. Henriettens Anweſenheit hatte darin eine ſehr wohlthätige Veränderung herbeigeführt. Die Freundin ruhte nicht, bis ſie Charlotte wenigſtens von Zeit zu Zeit wieder mit einer Arbeit in der Hand ſah und von ihr die Zuſicherung erhielt, daß ſie ſich auch in ihrer Einſamkeit fortan nicht mehr dem gefährlichen und dumpfen Hinträumen ergeben wolle. Schon am nächſten Morgen hatte die Gräfin denn auch mit ihrem ſtillen Lächeln zu ihr geſagt: „Du kannſt zufrieden mit mir ſein, Henriette. Ich habe heute vier Seiten in meinem Buch geſchrieben. Es iſt mir friedlicher danach.“

Liſette erſchrak nicht wenig, als ſie, über den Corridor gehend, gerade die Baronin das Zimmer ihrer Gebieterin verlaſſen ſah. Da die Dame jedoch ihre letzten Worte noch bei geöffneter Thür ins Zimmer hinein ſprach und dann mit einem Ausdruck davonſchritt, wie ihn ein herzlicher Abſchied in unſern Mienen zu-

rückzulassen pflegt, so hatte das Mädchen selbstverständlich keine andere Sorge, als daß die Herrin über ihre Unaufmerksamkeit zürnen möge, was freilich Charlottens Umgebung selten oder nie zu erfahren hatte. Sie hielt sich daher auch nur bereit, auf den Klingelruf der Herrin schnell bei der Hand zu sein, und ging ihren Geschäften und hing ihren Gedanken nach, die denn allerdings nicht so ganz ruhig waren. Denn Henriette hatte ihr am vergangenen Abend spät noch von der Beobachtung gesagt, welche die Baronin gemacht haben wollte.

„Hast Du jemals dergleichen an Charlotten bemerkt?" hatte sie danach gefragt. „Hat sie irgend einmal über so etwas geklagt?"

Lisette hatte den Kopf geschüttelt. „Etwas Besonderes nie", hatte sie versetzt. „Ich hab' es seither, vor einiger Zeit, wohl ein paar Mal gemerkt, daß sie hoch und kurz aufathmete, als ob sie sich beklommen fühle, und da ich sie fragte, meinte sie auch, daß sie einen Druck in der Gegend des Herzens fühle, von Bedeutung aber war es sicherlich nicht und war auch stets nur momentan."

„Lasse uns dennoch recht aufmerksam sein", hatte Henriette finster gesagt; „dies hat mich furchtbar erschreckt. Stürme, wie sie sie erlebte, können nicht ohne Folgen

bleiben, und ihre Gesundheit war ja ohnehin kaum wieder recht erstarkt."

Daran hatte Lisette in der Nacht denken müssen — sie mußte Henrietten wohl Recht geben! — damit stand sie heute Morgen auf, und daran dachte sie von neuem mit tiefer Sorge, als sie bei einem Blick aus dem Fenster die Baronin, von dem Diener gefolgt, dem Hafen zuschreiten und an Bord gehen sah. Der Dampfer schien nur auf sie noch gewartet zu haben. Gleich darauf fingen die Räder an sich zu drehen und das hübsche Schiff durchfuhr langsam den Hafen und ging durch die enge Einfahrt in den sonnenüberglänzten See hinaus. Wenn wir auch nur erst so davonzögen! dachte Lisette. Henriette und sie selbst hielten beide den hiesigen Aufenthalt während des Spätherbstes und Winters nicht für unbedenklich.

Als der Dampfer im See dahinzog und, da er rasch ging, nur noch den Schlot und den langen dunklen Rauchstreifen sehen ließ, trat Lisette vom Fenster zurück und horchte im nächsten Augenblick rasch auf; es war ihr, als habe sie klingeln hören. Das mußte indessen ein Irrthum sein, denn die Glocke ihrer Herrin war ganz nahe draußen im Corridor und überdies kannte sie auch Charlottens Zug auf das genauste. Trotzdem fühlte sie, wie das zuweilen ja so geht, eine gewisse

Unruhe, und nach kurzem Zögern ging sie durch das anstoßende Schlafzimmer auf Charlottens Gemach zu. Ein Grund für die Störung ergab sich leicht und die Dame hielt übrigens am Ende doch auch nicht mit Peinlichkeit auf ihre Einsamkeit.

Als sie in die Thür trat, schaute sie sich einen Augenblick suchend um, denn sie sah die Herrin nicht, im nächsten aber stürzte sie vorwärts, zum Sopha, auf dem Charlotte mehr lag als saß, der Körper in jähen Zuckungen, das Gesicht stark geröthet — bei ihrer gewöhnlichen Bläße der erschreckendste Anblick — und augenscheinlich bewußtlos.

Das Mädchen flog zum Klingelzug und riß daran, daß er ihr in der Hand blieb, während ein greller Klang draußen durch den Corridor gellte. Sie stürzte wieder zurück zu der Gräfin und hob mit übermenschlicher Kraft den zuckenden Körper vollends auf das Sopha hinauf, von dem er ohne ihre Hülfe demnächst hätte heruntergleiten müssen. Und als in diesem Augenblick Henriette schreckensbleich ins Zimmer hereineilte, rief sie kaum verständlich ihr zu: „Fräulein — es ist geschehen!"

Henriette war schon neben ihr, hielt die Freundin im Arme. „Fort", rief sie mit zuckender Lippe, „zum Arzt! Hier ist noch Hülfe, sie lebt ja noch!" Und wie zur Bestätigung dieses Ausrufs schlug Charlotte

eben die Augen auf zu einem freilich halb bewußtlosen Blick, es flog, da sie die Freundin doch zu erkennen schien, etwas wie ein Lächeln durch ihre Züge, die Lippen regten sich, ohne daß freilich ein Wort laut, geschweige denn verständlich geworden wäre, die Zuckungen des Körpers ließen nach.

Das sah Lisette noch, dann sprang sie zur Thür und hinaus und stieß dort auf den alten Wirth, der gleichfalls durch den furchtbaren Klang der Glocke erschreckt und herbeigezogen worden war. „Was gibt's?" rief er sie an, und: „Die Gräfin stirbt!" gab sie zurück. Sie dachte nicht an den verpönten Titel, aber auch Anselm Mayer hörte vermuthlich nichts davon.

„Gottes Fügung!" murmelte er vielmehr. „Spring' hinunter, Kind, Du hast fixere Beine als ich! Drunten sitzt der Doctor im Gastzimmer bei einem Schoppen, kommt eben vom Lande zurück!"

Lisette flog bereits die Treppe hinab. Zwei Minuten darauf trat der Arzt mit ihr ins Krankenzimmer und zum Sopha.

Die kurze Besserung in Charlottens Zustande war schon wieder vorüber. Der Körper wurde von neuen starken Zuckungen gequält, die Röthe des Gesichts hatte wieder zugenommen, die Augen waren geschlossen, das Bewußtsein schien ganz zu fehlen.

„Ein Herzschlag, Herr Doctor?“ stammelte Henriette.

Der alte Arzt drängte sie zur Seite und beugte sich über die Leidende; er nahm eine rasche, aber augenscheinlich genaue Untersuchung vor. Dann richtete er sich auf, riß ein Blatt Papier aus dem Taschenbuch schrieb mit dem Bleistift ein paar Worte darauf und reichte es dem danebenstehenden Anselm. „In die Apotheke mit dem schnellsten Menschen im Hause, er bekommt es gleich. In zehn Minuten muß er wieder da sein.“ Und da Lisette sich mit einem flehenden „Ich!“ heran-drängte, sagte er barsch: „Nichts da, Jungfer! Sie hilft die Dame entkleiden und ins Bett bringen. Ich werde auch helfen, hier gelten keine Rücksichten!“ Damit hob er mit Henriettens Hülfe den armen, für den Augenblick wieder ziemlich ruhigen Körper auf und trug ihn ins Schlafzimmer, Alles ohne Umstände betreibend und fördernd, bis die Kranke in ihrem Bette lag. Es schien ihr das gut zu thun. Die Zuckungen kehrten noch nicht wieder, die Röthe ließ ein wenig nach, die Augen öffneten sich und die Lippen regten sich, aber auch jetzt, ohne daß ein Laut vernehmbar geworden wäre.

„Einen Löffel Wasser!“ befahl der Alte und zog ein kleines Fläschchen aus der Westentasche. Dann ließ er

ein paar Tropfen daraus in den mit Waſſer gefüllten Löffel fallen und flößte es der Leidenden ein.

„Jetzt, Jungfer, hinab und ein warmes Bad beſorgt“, ſagte er, vom Bette forttretend. „Ich laſſe die alte Frau bitten, raſch zu ſein. Es hängt Leben und Sterben daran. Und Sie, Madame“, fuhr er, gegen Henriette gewendet, mit einer Art von Milde fort, „kommen Sie mit mir ins Wohnzimmer zurück. Wir können hier im Augenblick nichts nützen.“ Er ſchritt ihr voran.

Als ſie im Wohnzimmer ſtanden, trat Henriette mit krampfhaft verſchlungenen Händen vor ihn hin, und ihr Auge begegnete dem ſeinen mit einem verzweiflungsvollen Blick. „Sie ſtirbt?“ hauchte ſie.

„Na, wollen's abwarten“, verſetzte er. „Zehn Minuten ſpäter entdeckt, wär's zu Ende geweſen. So geht's vielleicht noch, bei Gott iſt kein Ding unmöglich.“

„Ein Herzſchlag?“ hauchte ſie wieder. Jetzt floſſen ihr die Thränen aus den bisher trockenen Augen.

„Herzſchlag? Was Herzſchlag! Wer hat Ihnen das dumme Zeug in den Kopf geſetzt?“ entgegnete er wieder barſch. „Eine Vergiftung iſt's, ich denke— doch das verſtehen Sie nicht! Hat ſie's ſelber probirt, oder wer ſonſt? Wo iſt, was ſie heute genoß? Das da?“ Und ohne auf Henriette zu achten, die von ſeinem

Wort wie von einem Blitz durchzuckt worden war und jetzt wie das Bild des lähmenden Entsetzens dastand, ging er zum Tisch, wo sich das Theegeschirr zeigte, sah die zu einem Drittel noch gefüllte Tasse an, hob den Deckel der Kanne und schaute hinein. „Es ist die zweite Tasse", sagte er vor sich hin, „die erste muß unschädlich gewesen sein. Na, werden ja sehen!"

Indem kam der Bote mit dem von der Apotheke verlangten Mittel hereingestürzt. Der Arzt nahm es ihm ab und verschloß hinter dem Hinausgeschobenen die Thür; dann winkte er Henrietten, ihm ins Schlafzimmer zu folgen, und schloß auch die Verbindungsthür „Dahinein kommt Niemand mehr ohne mich", sagte er zurückdeutend, ging dann zur Kranken, flößte ihr von dem neuen Mittel ein und setzte sich dann ans Bett. Da blieb er, ihre Hand in der seinen haltend und über sie gebeugt, zur schärfsten Beobachtung des ersichtlich, wo nicht bessern, doch ruhigern Zustandes sitzen, bis ihn das Rauschen des Wassers im anstoßenden dritten Zimmer und bald auch Lisettens leise Mittheilung benachrichtigte, daß das verlangte Bad fertig und auch die alte Wirthin selber gegenwärtig sei.

„Schön", sagte er, während sein scharfes Auge fest auf der Zofe ruhte oder vielmehr sie musterte, „da setzt sie hinein und ruft mich, wenn sie darin ist."

Und damit wandte er sich, um ins Wohnzimmer zu gehen, blieb dort, bis er zur Beobachtung an die Badewanne gerufen wurde, und schloß auch jetzt wieder die Thür während seiner Abwesenheit. Mit dem Zustand Charlottens schien er jetzt und noch mehr, als er sie wieder im Bett sah und eine neue Dosis seines Mittels ihr gereicht hatte, zufrieden zu sein. Die Zuckungen kehrten seltener und schwächer zurück, die unnatürliche Röthe verlor sich allmälig und das Bewußtsein schien mehr und mehr zu erwachen. Sie erkannte die Umstehenden, sie sah den Arzt mit einer Art von Erstaunen an, man verstand ihre leise Frage, was denn geschehen sei?

Der Arzt verwies sie, so mild er's vermochte, zur vollsten Ruhe, ersuchte die alte Wirthin am Bett zu bleiben und die Kranke durch nichts stören, auch nicht sprechen zu lassen, ließ Anselm heraufrufen und zog sich mit ihm ins Wohnzimmer zurück.

Auf die Frage des Alten, wie es stehe, versetzte er kurz: „So gut es kann!" und fuhr, ihn zum Tisch führend, dann gedämpft fort: „Und nun, alter Freund, wollen wir einmal überlegen, wer hier der Thäter sein kann. Denn um es kurz zu sagen, sie ist vergiftet worden, mit Strychnin. Ich merkte so etwas gleich und weiß es seit der Untersuchung der Tasse gewiß.

Die Mischung ist so stark, daß, wenn die Tasse voll gewesen und bis auf diesen Rest wirklich geleert worden wäre, dran ein Ochse hätte erliegen müssen. Also ist das Gift erst in diesen Rest hineingekommen und sie hat entweder nur einen kleinen Schluck genommen oder gar nur ein Stück Brod eingetaucht, sonst wäre meine Kunst umsonst geblieben. Nun also, wer that's? Ich möchte bei meiner Anzeige dem Gericht sogleich einen Fingerzeig geben können. Also sie selber?"

Anselm war von dem Vernommenen so erschüttert, daß seine Stimme zitterte, als er versetzte: „'s ist ganz und gar unmöglich, Doctor!"

„Glaub's auch nicht, Alter! Sie hätte mehr getrunken und es wäre vorbei. Also die beiden Frauenzimmer oder eine von ihnen?"

„Nein, Doctor, nein! Sie gehen beide für sie durchs Feuer! Ich kann's mit dem höchsten Eid beschwören!

„Denk' auch etwa so, habe sie wenigstens recht gehörig ins Auge gefaßt. Nun aber — von Euch und Eurem Gesinde ist keine Rede. Das weiß nicht einmal etwas von dem Gift. Also wer dann?"

„Das, Doctor, capir' und versteh' ich allerdings ganz und gar nicht. Es ist meines Wissens kein fremder Mensch im Hause gewesen, geschweige denn mit diesen

hier zusammengekommen, zu dem man sich solcher Scheußlichkeiten versehen könnte. Denn die Frau Baronin, die mit Jungfer und Diener bis heute früh da war —"

„Was für eine Baronin?" fragte der Arzt dazwischen.

„Eine noble und vornehme Dame, Doctor, 's ist keine Rede davon", versetzte Anselm ungeduldig. „Und die Dienerschaft na, wie ich sage! — Wir müssen uns eben die Lisette vornehmen oder die Andere, die Schwägerin — ich vergesse den Namen immer wieder. Nur das Eine, Doctor", fügte er sich am Kopf scheuernd und mit einem gewissen Stocken hinzu: „die arme Dame wird ja wieder gesund, sagt Ihr. Muß denn da die Anzeige geschehen? Wie soll's denn da mit den Damen werden, die — na, Doctor, das müßt Ihr noch überlegen, mein' ich!"

„Da ist nichts zu überlegen", versetzte der alte Herr kurz und barsch. „Das ist meine Pflicht wie Eure, Alter, und wenn ich auch schweigen dürfte, ich will nicht. Das Ding ist gar zu frech. Und was die Damen angeht, das ist ihre Sache und nicht unsere. Dafür kann Keiner. Ich will jetzt einmal wieder nach ihr sehen — Eure Alte kann wohl noch bei ihr sitzen, es ist mir am liebsten! — und dann wollen wir mit

den beiden Andern reden. Das Ding muß zu Ende kommen."

Der Zuſtand Charlottens hatte ſich wirklich auf das auffälligſte gebeſſert und ſelbſt ein Laie konnte ſich zum Troſte ſagen, daß hier an eine eigentliche ernſte Gefahr ſchwerlich noch zu denken ſei. Alle die erſchreckenden Symptome hatten ſich bis auf verhältnißmäßig unbedeutende Rückbleibſel verloren und auch dieſe ſchienen verſchwinden zu wollen. Für den Augenblick ſchlief ſie ſogar.

Da winkte der Arzt den beiden Frauen, daß ſie ihm ins andere Zimmer folgten, wo Anſelm noch verweilte, und bemerkte gegen dieſen händereibend: „Na, es iſt, wie ich vorhin ſagte: da iſt dem Teufel ein Schnippchen geſchlagen worden. Sie hat Gott Lob nur gekoſtet, nicht getrunken. Aber daß ich da auch gerade unten ſitzen muß und obendrein vor gar nicht langer Zeit einen ähnlichen Fall hatte — da war's freilich nur die gottverdammlichſte Unvorſichtigkeit — ſodaß ich gleich auf das Richtige kam, das iſt denn auch ſo etwas wie unſers Herrgotts Specialwille geweſen und ein Glück. Denn ich kann Euch beiden wiederholen, was ich ſchon vorhin ſagte", wandte er ſich an die beiden Frauen, die noch immer nicht ihre volle Faſſung wiedergewonnen zu haben ſchienen, „Eure Entdeckung kam zur rech-

ten Zeit. Zehn Minuten ſpäter, wäre die Hiſtorie zu Ende geweſen. Und nun, Kinder, was denkt Ihr Euch über das Verbrechen und den Thäter?"

Liſette gab an, wie ſie die Herrin gefunden, da ſie ihr das Waſſer und dann das Frühſtück gebracht; ſie war nicht im entfernteſten leidend und wenn auch nicht heiter, doch freundlich und gütig geweſen. Dann redete ſie von der ſeltſamen Warnung der Baronin und wie ſchwere Gedanken ihr dieſelbe gemacht.

„Sieh da, alſo daher kommt der verrückte Einfall vom Herzſchlag?" ſchob der Doctor mit einer Art Schmunzeln ein. „Na, das ſcheint ja ein teufelsmäßig kluges Frauenzimmer geweſen zu ſein! So, ſo! Das wird ja ganz nett und intereſſant! Aber fahre Sie fort, Jungfer! Weiß Sie noch mehr ſo kluge Geſchichten?"

Und Liſette berichtete weiter, wie ſie die Baronin zu ihrem Schrecken aus dem Zimmer Charlottens habe kommen ſehen.

„Die Baronin bei Ihrer Dame? Heute Morgen? Und zehn Minuten darauf fand Sie Ihre Frau ſo? Halt!" ſagte der Arzt barſch. Und ſein Auge bald auf Henriette, bald auf die Zofe richtend, mit jener Schärfe, die bis ins verſchloſſenſte Innere dringen zu wollen ſchien, redete er ebenſo weiter: „Alſo kurz und gut: hat die Dame Feinde, denen an ihrem Tode gelegen ſein

kann, und könnte dieſe Eure Baronin zu denſelben gehören? Denn ich will Euch was ſagen, Kinder", fügte er noch immer mit dem durchdringenden Blick hinzu, während ſich aber in ſeiner Miene ſo gut wie in ſeiner Stimme eine gewiſſe Milde verrieth, „Euch beide habe ich nicht im Verdacht bei dieſem Schelmenſtück — ich kenne meine Leute! Aber offen müßt Ihr ſein."

Henriette, welche ſich bei ihrem Eintritt in das Gemach wie vollſtändig erſchöpft auf einen Stuhl hatte ſinken laſſen und dem bisherigen Geſpräch mit düſterer Aufmerkſamkeit gefolgt war, erhob ſich bei dieſen Worten des Arztes und trat ihm näher. „Herr Doctor", ſprach ſie mit finſterer Faſſung, „ich erkenne Ihr Recht zu dieſen Fragen an und bin zu jeder Auskunft bereit, denn ich ſehe ein, daß hier nicht länger von dem Gefühl die Rede ſein kann, das meine Freundin wie uns beide bisher über die Vergangenheit und uns ſelbſt zu ſchweigen veranlaßte und die arme Charlotte ſich in dieſe Einſamkeit zurückziehen ließ. Ja, ſie oder vielmehr wir haben Feinde, deren erſte Angriffe ſo erbarmungslos und unmenſchlich waren, daß wir Alles von ihnen zu erwarten haben, auch eine That wie die hier verſuchte. Wer die Dame iſt, die wir für die Thäterin halten müſſen, und wie ſie mit jenen zu-

ſammenhängt, das ahne ich freilich nicht. Meine Freundin wird Ihnen aber hoffentlich bald ſelber beſtätigen können, daß ich ſchon geſtern mißtrauiſch war. Genug, wie ſchwer es mir wird, ich werde offen ſein. Von Freunden weiß ich leider nichts, man hat ſie uns geſtohlen. Wir ſind alſo auf uns ſelbſt angewieſen. Ich kann und will nicht dulden, daß unſere Feinde uns widerſtandslos vernichten, mag daraus entſtehen, was da will. Sagen Sie mir eine Zeit, Herr Doctor, wo ich zu Ihnen reden darf. Ich kann nicht ganz kurz ſein."

Der alte Arzt ſchaute ordentlich wohlwollend darein. „Die Zeit iſt da, mein Kind", verſetzte er. „Ich gehe in der erſten Stunde noch nicht von hier fort, ſchwere Kranke hab' ich Gott Lob nicht. Und mit der Anzeige und Eurer Baronin eilt es ſo ſehr nicht. Sie iſt auf dem Schiff nach B., ſagt Ihr? Es legt, ſoviel ich weiß, nirgends an. Da hat der Telegraph ſie in einer Stunde auch noch früh genug. Alſo munter und dreiſt heraus, Kindchen. Was ich der Behörde erzählen, erklären und für Sie vertreten kann, das kommt Ihnen bei derſelben zu gut und man peinigt Sie nicht mehr als nöthig."

Als Henriette ihren Bericht geendigt hatte, blieb der Arzt noch eine ganze Weile ſtill, die finſter nachdenklichen Augen auf die nun gleichfalls ſchweigende

Erzählern gerichtet. „Da haben Sie ganz Recht, mein Fräulein", redete er endlich, noch immer in einem gewissen sinnenden Ton, „von einem solchen Menschen kann, nein, muß man Alles erwarten, da muß alle Schonung und — ich begreife dieselbe sehr gut! — Scheu und aller Ekel über solche Infamie aufhören. Die Frau Gräfin und Sie dürfen dies Alles nicht ungerächt dulden, Sie sind den Verbrecher dem Gesetz und der Gerechtigkeit zu übergeben verpflichtet. Das ist eine so ungeheuerliche und unglaubliche Geschichte", redete er heftiger und schier grimmig weiter, „daß selbst mir meine Haare zu Berge steigen! Es ist ein Glück, daß es am Ende für Rang und Stand und Stellung der Frau Gräfin und für ihren Ruf Ihnen nicht an Zeugen und Beweisen fehlen kann und daß sich solche denn auch wohl zu Ihren Gunsten über diesen saubern Herrn Gemahl finden lassen werden. Und — sehen Sie, so geht's! ein noch größeres Glück für Sie ist diese Tollhausgeschichte, mag sie im Uebrigen so infam sein, wie sie will! Nach Ihrer Beschreibung kann es nur das Irrenhaus bei F. gewesen sein; der Director ist ein Ehrenmann, ein kluger Mann und obendrein ein alter Freund von mir. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, wie nützlich Ihnen das Alles nicht blos für die Anklage sein muß. Hat er Verdacht geschöpft — und

was Sie mir von ihm ſagten, ſpricht dafür — ſo hat er auch ſchon ſicher Anzeige von dem Fall gemacht. Ihre Flucht freilich, ſo wenig ich ſie Ihnen verdenke, iſt für ihn ein fataler Streich. Genug aber, wenn dies Alles gemäß Ihrer Angabe conſtatirt wird, ſo gewinnt auch die Anklage wegen des heutigen Verbrechens Hand und Fuß. Haben Sie gar keine Ahnung über dieſe Baronin?"

Henriette ſchüttelte den Kopf. „Wir kennen von ſeinen Verwandten Niemand als ſeine Mutter, von denen der Dame nur den Bruder. Von den frühern ſonſtigen Verbindungen beider wiſſen wir gar nichts."

„Nun denn, mein Kind, das wird am Ende wohl herauszubringen ſein", ſagte der Doctor wohlwollend. „Sie müſſen ſich alſo vorbereiten, demnächſt die Fragen des Gerichts zu beantworten, ich kann die Anzeige nicht länger aufſchieben. Es ſoll nicht an mir liegen", fügte er voll wirklicher Theilnahme hinzu, „wenn Ihnen nicht alle Unannehmlichkeiten nach Möglichkeit erſpart werden und man mit aller Schonung Ihre Lage berückſichtigt. Den Anſelm und mich wird man ſchon als Bürgen gelten laſſen und unſer Fürwort berückſichtigen. Jedenfalls aber", ſchloß er, „müſſen Sie und die Gräfin irgend einen Beiſtand, einen Vertreter haben. Denken Sie ernſtlich nach! Die Frau

Gräfin muß Vernunft annehmen! — Jener alte Pfarrer, von dem Sie sagten — der Herr Vater — ich sag' es Ihnen ehrlich: diese Abneigung der Dame gegen den Vater spricht gegen sie! — Denken Sie nach."

Es kam, wie der alte Herr es gesagt und in Aussicht gestellt hatte. Der Beamte des Gerichts, der sich einstellte und Henriette und die Zofe verhörte, trat wirklich mit der größten Milde und Nachsicht auf; wir dürfen von dem Lande, in dem diese letzten Vorgänge stattfanden, wohl anführen, daß daselbst von jeher und bis in die neuste Zeit der Protection und der Fürsprache ein großer Einfluß gestattet war und daß nicht minder auch der Rang eines Verdächtigen oder Angeklagten von Bedeutung und gelegentlich großer Wirkung war. Und hier war Beides vorhanden: der sehr beliebte und angesehene Arzt und der nicht minder angesehene Anselm Mayer als Fürsprecher und der, da das Geheimniß nun einmal aufgegeben werden mußte, leicht zu beweisende Name und Rang der verfolgten Frau. Es kam dazu, daß der erfahrene Criminalbeamte bald nicht weniger fest als der Arzt und alle Andern von der Schuldlosigkeit der beiden Frauen überzeugt war. Und endlich lag auf dem Gericht seit dem vorigen Abend das Anschreiben eines andern, welches die Anzeige eines Irrenarztes von der

Flucht der ihm anvertrauten angeblichen Kranken und seine Angabe enthielt, daß er sich nur erst vollständig von der Gesundheit Henriettens habe überzeugen wollen, um alsdann den Fall, in dem er ein schweres Verbrechen ahne, dem Gericht zu übergeben. Soweit die Richtung, welche die Fliehende eingeschlagen, verfolgt werden könne, führe sie anscheinend zu dem kleinen Hafenplatz. Man möge daher das Erforderliche thun, um sie aufzufinden oder über ihr Verbleiben Auskunft zu geben.

Die Verzögerung, die sich hier herausstellte, denn seit der Flucht Henriettens waren bereits über vierzehn Tage vergangen, schien nicht blos von dem Director ausgegangen zu sein, dem das von ihm eingehaltene Verfahren vielleicht selber nicht mehr als ganz richtig erscheinen mochte, sondern war auch eine Folge der bequemen und ein wenig patriarchalischen Weise, in der solche Dinge hier zu Lande betrieben zu werden pflegten. Man wollte und liebte nirgends Ueberstürzung.

Der Zustand der Kranken besserte sich im Laufe des Tages so sehr, daß der Beamte es wagen konnte, ihr in schonendster Weise ein paar Fragen vorzulegen. Ihre Antworten waren indessen, wie vorauszusehen, nicht von entscheidendem Gewicht. Nachdem die Baro-

nin ſich mit dem erbetenen Tuche entfernt hatte, war Charlotte zu ihrem unterbrochenen Frühſtück zurückgekehrt, hatte aber nach dem erſten kleinen Schluck etwas wie einen elektriſchen Schlag durch ſich hinzucken gefühlt, ſodaß ſie kaum noch die Taſſe niederzuſetzen vermochte. Von allem Weitern wußte ſie nichts. Man ſah alſo nur, daß die verderbliche Miſchung in der Taſſe während ihres kurzen Ganges ins Nebenzimmer bereitet ſein mußte.

Die telegraphiſche Depeſche flog nach B. hinüber, wo der Dampfer wirklich noch nicht angelangt war. Nach ſeiner Ankunft meldete die Antwort, daß die geſuchte Reiſende mit Dienerſchaft und Wagen auf ihre Bitte in einem andern kleinen Hafenort, den das Schiff ausnahmsweiſe berührt hatte, gelandet worden ſei. Eine neue Depeſche ging ab, allein die Sache wurde ſchwieriger, denn von jenem Hafenort führten zwei Eiſenbahnen nach verſchiedenen Richtungen, und falls eine derſelben benutzt worden, war der inzwiſchen erreichte Vorſprung immerhin ſchon ein bedeutender.

Am Abend dieſes Tages, als Liſette einen Augenblick hinabgegangen war, um friſche Luft zu ſchöpfen, und gegen die Hausthür kam, trat ihr einer entgegen, bei deſſen Anblick ſie mit einem dumpfen Schreckensruf wie vor einem Geſpenſt zurückwich. Und zugleich ſagte

der Mann mit einer Art Triumph, wenn auch nicht laut: „Na, nu ſei Gott getrommelt und gepfiffen! Sie ſind's, Fräulein Liſette, und ſo hab' ich Euch doch gefunden!"

„Chriſtoph", ſtammelte das Mädchen, „kann Ihr Herr es wagen —"

Aber er — es war wirklich der uns bekannte entlaufene Diener — ließ ſie nicht ausreden. „Liſettchen", ſagte er, „haben Sie keine Angſt! Der Herr Major war mein Mann nicht — Sie müſſen's gemerkt haben! Ich bin jetzt bei einem andern Herrn, das iſt der Bilingsfelden, ein Herr von Ehre und Courage— man geht für ihn durchs Feuer. Er hat bei ſo einem verfluchten Eiſenbahnmalheur beinahe Arme und Beine gebrochen, ſonſt wären wir ſchon längſt hier geweſen. Denn wir ſind hinter Euch drein, in G. geweſen und dem kleinen Neſt, dem Dings da, und dann herabgeſtreift, der Herr links und ich rechts, und wieder zuſammen und uns berathen und wieder fort, er rechts und ich links, und ſo bis hierher, an den See — er iſt drüben in R. Und er hat eine grauſame Angſt, daß er zu ſpät kommt —"

„Zu ſpät kommt?" murmelte Liſette.

„Ja, Fräulein Liſettchen! Er hat etwas gehört, daß man der armen Gnädigen zu Kleide will, ich weiß

nicht, ob er, der Schuft, oder die Hildegard oder gar die falſche Spinne, das alte Fräulein. Und darum Gott Lob, daß ich Sie finde. Die arme Dame iſt doch wohl auf?"

Nach einer langen Pauſe ſagte das Mädchen gepreßt: Sie iſt heute Morgen beinahe geſtorben."

„Beinahe geſtorben? Alſo doch nicht ganz. Na, Gott Lob! Ich möcht's mit dem Herrn nicht erleben!" rief Chriſtoph.

„Es waren geſtern Fremde da — man hat ſie vergiften wollen, Chriſtoph!"

„Fremde? Vergiften? Teufel! Donnerwetter! Kennen Sie die alte Spinne nicht?"

„Chriſtoph —"

„Das alte Fräulein Othmaringen, die Stiftsdame, die Aurelie — ſo was zwiſchen fünfzig und ſechzig, groß, hübſch rund, ſanft, ſcheinheilig, himmelnde Augen, lauter Honig —"

„Chriſtoph — ſo war —"

„Reiſende? Ein alter ſcheinheiliger Schuft von Diener, eine ſcheinheilige alte Kammerkatze —"

„Chriſtoph, ſie waren's!" rief das Mädchen außer ſich.

„Na, und die arme Dame lebt? Na, Liſettchen, da wollen wir Halleluja ſingen, wie die Engel im

Himmel! Die laufen uns nicht fort, die kriegen wir! Und mein Herr — o Du lieber Gott, wenn ich ihn nur erſt hier hätte! Liſettchen, ſagen Sie, kann man da ein Glas Wein trinken? Ich bin ganz elend von all dem Herumlaufen und der Freude! Hernach will ich telegraphiren."

Neuntes Kapitel.

Der Retter.

„Ich kann es Ihnen leider nicht verbergen, mein Fräulein", sagte er, und die Brauen über den finster blickenden Augen rückten noch ein wenig näher zusammen und die Stirn faltete sich noch tiefer, „eine solche Zurückgezogenheit, an solchem, an diesem Platz, zu abgelegen und einsam, als daß man in der Welt von ihm wüßte und nach ihm schaute, und doch nicht abgelegen und einsam genug, als daß nicht dieser oder jener, dem gerade darum zu thun, ihn dennoch auffinden und hier nur um so sicherer ein böses Spiel versuchen sollte, die verstehe ich nicht und weiß sie kaum recht mit der Geistesklarheit und dem Lebenstakt zu verbinden, die ich stets an der Gräfin bewundern hörte und

doch auch selbst zuweilen bewundern durfte! Sehen Sie, was hat Ihnen dieser Platz genützt?“ fuhr er mit einer Art von Bitterkeit fort. „Jene haben Sie doch hier gefunden und nur mit desto größerer Ruhe und Sicherheit ihren Schlag gethan. Daß derselbe mißlang, das ist Gottes Wille gewesen. Sagen Sie selbst, war die Mischung ein wenig schwächer, sodaß nicht gleich diese furchtbare Wirkung erfolgte und die Gräfin vielleicht die ganze Tasse leerte, kam die Jungfer fünf Minuten später, war die Hülfe nicht so schnell bei der Hand, hatte der Arzt nicht einen ziemlich ähnlichen Fall vor kurzem zu behandeln gehabt, sodaß er keinen Augenblick über das Vorliegende in Zweifel blieb — sagen sie selbst, mein Fräulein, ob Sie oder auch nur der Arzt selbst die Wahrheit, das Verbrechen geahnt hätten und eine Anklage zu erheben im Stande gewesen wären? In einem Gasthofe, einer Pension — wer schließt die Besucher aus, wer hält sie sich fern, wer darf sie verdächtig finden?“

Henriette, welche tief in die Sophaecke zurückgelehnt saß und, als ob sie fröstele, die Mantille fest um die Schultern zusammengezogen hatte, nickte, ohne aufzublicken, finster vor sich hin. „Das Alles habe ich mir auch selbst gesagt“, versetzte sie. „Das habe ich auch vorausgeahnt und Lisetten sogar bei meiner Ankunft

ausgesprochen. Wenn man uns hier entdeckte, so blieb auch der Angriff nicht aus, wußte ich. Einen solchen freilich habe ich nicht gefürchtet. Aber gleichviel, Herr Baron, Charlotte wollte nichts von einem Ortswechsel hören. Wir hatten keinen Einfluß."

Nach einer Pause sagte der Baron — brauchen wir ihn noch als Bilingsfelden zu nennen? — kopfschüttelnd: „Und um so weniger begreife ich es. Sie war doch sonst nicht so unzugänglich! Sehen Sie, gerade im Gasthofe! Jedes Privathaus wäre sicherer gewesen! Und wenn sie so wenig an ihre eigene Sicherheit dachte, konnte man's ihr denn nicht klar machen, daß sie sich durch diese Zurückgezogenheit auch von allen trennte, die es gut mit ihr meinen, und ihrem Vater, den Ihren jede Annäherung unmöglich machte?"

Henriette blickte scheu auf. „Herr Baron, gerade von dem Vater, den Ihren —"

„Ich weiß, ich weiß!" unterbrach er sie, jetzt noch mit mehr Trauer als Finsterkeit. „Ich begreife sehr wohl, was sie bisher gerade von Othmaringen fern gehalten, was sie im Vater gerade ihren unerbittlichsten Richter hat ahnen lassen. Allein ich weiß jetzt gut genug, daß auch er anders denkt — vom Pfarrer wußte ich es längst —"

„Sie waren in Othmaringen?" fragte sie.

„Ja, ich war dort, denn ich suchte sie schon damals überall und hoffte dort, wenn auch nicht sie selbst, doch Nachrichten über sie zu finden. Das war leider nicht der Fall. Aber ich konnte doch dem braven alten Pfarrer die Augen öffnen. Und darum sage ich: man breitet dort jetzt die Arme verzweiflungsvoll nach ihr aus. Sie wissen dort von mir und wie ich sie suche, und harren voll qualvoller Sehnsucht auf die endliche Kunde."

„Sie will nicht", sagte Henriette düster; „und was sie mir vom Vater erzählt hat, spricht leider für ihre Ansicht."

Nach einem langen, festen, gedankenvollen Blick sprach Bilingsfelden: „Und wenn das Alles so ist und vielleicht so sein muß, bedachte und bedenkt sie denn auch nicht den furchtbaren Nachtheil, den ihr dieses Verschwinden bringen muß? Daß sie den Verleumdungen und Lügen der Feinde freie Bahn läßt, ja dieselben anscheinend rechtfertigt? Daß ihr Ruf unheilbar vernichtet wird, unwiederbringlich verloren geht? Was hilft es, daß ich Florian Hausmann die Augen öffnete, daß ich in der Residenz für ein richtiges Urtheil über den Grafen und sein Handeln besorgt war? Wird dadurch ihr Handeln, ihr Verstummen und Verschwinden auch jetzt noch erklärt und gerechtfertigt? Im

Gegentheil, die Lügen und Verleumdungen, die man von Anfang an ausbreitete, gewinnen dadurch nur mehr Platz, nur mehr Halt und Boden, wiederhole ich, und finden mehr und mehr Gläubige. So erfahre ich aus der Residenz. Selbst Constanze glaubt daran, schreibt man mir, und dadurch komme auch ich denn noch mehr ins Spiel als durch die Anklagen Anderer. Das würde mir gleichgültig sein; man hat das schon früher benutzt, um die unglückliche Frau von mir zu entfernen, nur daß man damals die Gräfin selbst wohl aus dem Spiel lassen mußte. Aber es ist mir um ihretwillen nicht gleichgültig! Das Rettungswerk wird immer schwieriger. Denn wenn das Alles sich erst festsetzt, wenn das Alles nicht durch sie selbst auf das glänzendste widerlegt wird — sagen Sie, Henriette, wie kann, wie soll meine Vertheidigung Alles wieder gut machen? Und selbst wenn man den Grafen für einen Nichtswürdigen hält, wird seine Nichtswürdigkeit nicht gewissermaßen entschuldigt durch ihre vollkommene Gleichgültigkeit — wer kann es anders auslegen? — oder noch schlimmer, durch ihr Handeln und Treiben, von dem man nur durch seine Lügen und Verleumdungen erfährt? Und noch schlimmer: ihr Handeln, wie man es heißt, oder ihr Nichthandeln, wie wir es kennen, ist, so zu sagen, für alle Welt sichtbar, während seine Nichts-

würdigkeit nur von mir allein behauptet und allenfalls von den Wenigen geglaubt wird, welche ihn beſſer kennen lernten als die große Menge. Ich", fügte er finſter hinzu, „bin ein einzelner Mann, mag mein Wort auch heute noch ſeine volle Geltung haben für alle, die mich kennen. Aber es iſt ein einzeln Wort. Ich habe nicht einmal die Gräfin ſelbſt zum Zeugen! Und darum, muß ich geſtehen, erſcheint mir dieſer neue Angriff wie ein gar nicht zu überſchätzendes Glück, ja ich würde ihn ſelbſt dann noch für ein ſolches halten, wenn er auch gelungen wäre. Es iſt ein unwiderlegliches Zeugniß für uns und gegen ſie. Denn daß Aurelie Othmaringen nicht blos für ſich handelte, das wird ſich bald nachweiſen laſſen."

Henriette hatte dieſer böſen und, wie ſie ſelbſt nur allzugut wußte, leider durch und durch richtigen Auseinanderſetzung ohne Bewegung, mit düſterem Schweigen gelauſcht und beharrte auch, nachdem Bilingsfelden geendet, noch eine ganze Weile in demſelben. Als ſie endlich aufſchaute, traf ihr Auge mit einem eigenthümlich dunkeln Blick auf das finſter ſinnende des Barons, und ſie ſagte gedämpft: „Dagegen kann ich nur in einem Punkte etwas einwenden. Es gibt dennoch einen Zeugen für Sie und ein weiteres Zeugniß gegen ihn."

Sein Auge blitzte und durch ſeine Züge glitt etwas

wie ein jäher Schreck. „Henriette", ſagte er zweifelnd, „wäre es möglich? Ich hatte eine Ahnung — denn wie ſollte ſie ſonſt ſo ſchnell unterrichtet worden ſein? — allein ich wies ſie zurück —"

„Und dennoch trafen Sie das Richtige", unterbrach ſie ihn mit dem gleichen Blick, in demſelben Ton.

„Sie ſelbſt, Henriette? Aber erklären Sie mir —"

„Das iſt, denke ich, gleichgültig", fiel ſie kalt ein. „Genug, ich war der Zeuge — nicht des Verbrechens, aber der Vorbereitung zu demſelben und des ausgeſprochenen Willens —"

„Fräulein Henriette", ſagte er plötzlich — er war leichenblaß geworden, obſchon ſein Auge voll finſtern Drohens war — „ſagen Sie mir auf Ihre Ehre, auf Ihr Gewiſſen, haben Sie, hat die Gräfin auch nur eine Sekunde lang geglaubt, daß mir mehr bekannt geworden ſein könne als jener ausgeſprochene Wille des Elenden? Seine Abſicht war deutlich genug."

„Nein, Herr Baron", verſetzte ſie ernſt und feſt. „Aber geändert wird dadurch, wie Sie ſelbſt begreifen, nichts. Daß Sie — daß irgend Jemand", unterbrach ſie ſich, „von jenem Willen, von jenen Vorbereitungen unterrichtet, ja daß die einen überhaupt gemacht und der Andere vorhanden war, das ſchied ſie von ihm und trieb ſie in die Flucht. Das hat ſie auch von

mir entfernt und mich nur schwer und erst jetzt wieder aufnehmen lassen. Und wie sie darin über Sie denken wird — ich weiß es nicht."

„Als ich mich überzeugt hatte, daß er sie wirklich zum Bleiben aufforderte, verließ ich das Gemach und Haus", sprach er düster.

„Das hab' ich nicht gewußt, Herr Baron; aber wie ich sage: geändert wird durch dies Mehr oder Weniger nichts. So sieht sie selbst es an. Ich will Sie daher auch nur aufmerksam machen: ob sie Sie sehen will und wird, das ist sehr zweifelhaft. Es ist etwas in ihr, das ich nicht näher zu bezeichnen vermag, Sie müssen es schon aus ihrem bisherigen Handeln oder Nichthandeln erkannt haben. Ich möchte sagen: in dem gleichen Augenblick, da ihr Herz zersprang, zog sich in ihrem armen Kopfe etwas zusammen in unnatürlicher, undurchdringlicher Härte und Starrheit."

„Sie sagten auch noch von einem Zeugniß gegen ihn, Henriette?" fragte er nach einer langen, nachdenklichen Pause.

„Allerdings, Herr Baron", gab sie wieder kalt zur Antwort. „Ahnte er mich als Zeugin und wollte er dieselbe unschädlich machen, oder spielte dabei noch ein anderer Zweck — genug, er machte mich unschädlich, nach Kräften."

„Als ich durch den Pfarrer erfuhr, daß er Sie im Brief an seine Mutter als Begleiterin Charlottens genannt hatte, während ich das Gegentheil wußte, ahnte ich irgend einen neuen Schurkenstreich. Er hat Sie also wirklich verhindert?"

„Ja, Herr Baron. Er ließ mich" — sie lächelte bitter — „in ein Irrenhaus bringen, wo ich über vier Wochen blieb, bis ich entfliehen konnte und, durch die Gnade Gottes den Verfolgern entgehend, hierher und zu Charlotten gelangte." Und da sie hörte, daß seine Zähne an einander knirschten, fügte sie hinzu: „Sehen Sie die Sache an, wie sie ist — als ein Glück! Ich bin nicht schlecht behandelt worden. Und daß man mich so lange festhielt, verdenke ich ihnen nicht — ich war in den ersten Tagen meiner nicht mächtig."

„Das ist denn allerdings ein Zeugniß", sagte er nach einer Pause des finstern Anschauens, „aber wir dürfen es auch nicht ruhen lassen —"

„Es ist Alles schon im Gang", fiel sie ein. „Nun aber, Herr Baron, wird es Zeit für mich, nach ihr zu sehen und ihr meine lange Abwesenheit zu erklären. Ich glaube, Herr Baron, ich schweige noch über Sie. Sie ist noch zu schwach und — ich muß das wiederholen — innerlich über jene Stunde und die Mithandelnden gar zu — gar zu entschieden."

„Sie haben Recht", sprach er mit ruhigem Ernst, „lassen Sie mich noch verborgen bleiben. Ich will uns Succurs von Othmaringen rufen. Der Pfarrer zum wenigsten, hoffe ich, wird noch Gehör bei ihr finden."

Henriette schüttelte zweifelnd das Haupt, aber sie machte keine Einwendungen.

Bilingsfelden hatte, wie die Leser bereits von Monsieur Christoph erfuhren, bei der früher berichteten Entgleisung des Nacht-Kurierzuges wirklich eine nicht unbedeutende Verletzung davongetragen, welche für ihn um so peinlicher war, als sie ihn für eine Zeit zur Unthätigkeit verdammte, die aller Vermuthung nach nicht wieder zu ersetzen war. Denn daß man auf seiten der Gegner, da man von seiner Thätigkeit nicht nur erfahren hatte, sondern auch demnächst die Wirkungen kennen lernen mußte, nicht länger mit der bisherigen verhältnißmäßigen Vorsicht und Scheu weitergehen, sondern entscheidende Schritte versuchen würde, konnte er sowohl aus dem aufgefangenen Briefe abnehmen, als auch aus seiner Kenntniß der Personen folgern. Zumal die in Aussicht gestellte Betheiligung der Stiftsdame beunruhigte ihn ernstlich. Denn abgesehen davon, daß er als scharfer Menschenkenner die Dame vordem, da er zuweilen im Hause des Ministers verkehrt, schon bei

weitem anders beurtheilt als die Meiſten und zufällig einmal einen Einblick in den ſtillen, aber furchtbaren Haß gewonnen hatte, den ſie vor allen den Verwandten widmete, mußte er auch vorausſetzen, daß die Dame Charlotten völlig unbekannt geblieben ſei und daher bei irgend einem wirklich verſuchten Angriff ihr nur um ſo gefährlicher werden müſſe.

Es war für den Baron eine nicht geringe Ueberraſchung und zugleich, unter den jetzigen Umſtänden, wirklich etwas wie ein Troſt, als der erſte Menſch, der zur Hülfe an ſeiner Seite erſchien, ſich als Chriſtoph offenbarte. Wie dem Burſchen es gelungen war, ſeine Abreiſe mit dem einen Zug glaublich zu machen und den andern zu benutzen, darüber gab er auch ſeinem jetzigen Herrn keinerlei Erklärungen. Er gab nur an, daß er, von Bilingsfelden's Abſichten unterrichtet und nur allzu gut bekannt mit Dagobert's Rachſucht, mit ſeinen Ränken und Plänen, ſeine Begleitung nicht nur für nützlich, ſondern auch für nothwendig befunden und daher Bilingsfelden ſich angeſchloſſen habe. Er meinte, wäre er nur einmal, in hübſcher Entfernung von der Reſidenz, bei dem Herrn, ſo würde ſich das Uebrige von ſelbſt machen und er ſich ſchon brauchbar erweiſen. Daß ihm der beſtimmte Aufenthalt zu Neideck ein wenig unbehaglich erſchienen und er eine längere Strecke

zwiſchen ſich und der Reſidenz für dienlicher und erwünſchter gehalten hatte, war freilich ſehr begreiflich, aber auch nicht minder verzeihlich.

Der Burſche bewies übrigens gleich anfangs, daß er ſich nicht zu viel zugetraut hatte. Er ſorgte vor allen Dingen dafür, daß der Baron in aller Ruhe und Sicherheit wieder geneſen konnte, unterhielt daneben eine Verbindung mit der Reſidenz, die neben vielem für Bilingsfelden Gleichgültigen auch die Nachricht von der Abreiſe der Stiftsdame brachte und damit, ſeine ſchlimmſten Befürchtungen beſtätigend, ſeine Ungeduld über den Aufſchub bis zu einer Art von Verzweiflung ſteigerte.

Seine Geduld ſollte aber freilich auf faſt noch härtere Proben geſtellt werden, als ſie, in G. endlich anlangend und den letzten Aufenthaltsort der Gräfin heimſuchend, von ihrer längſt geſchehenen Abreiſe erfuhren und außer der erſten Richtung keinerlei Spur von ihrem Verbleiben entdeckten. Hier erſt zeigte ſich Chriſtoph's arg verkannte Pfiffigkeit und Gewandtheit im glänzendſten Licht. Es war wirklich, als gäbe es in ihm etwas von der eigenthümlichen Begabung, die den echten Spürhund vor allen andern Geſchöpfen auszeichnet und ſeine Verfolgung ſelbſt in den verzweifeltſten Fällen noch zu einem Erfolg gelangen läßt. Wie

es Christoph gelang, eine Spur der Verschollenen aufzufinden und ihr immer von neuem wieder zu begegnen, erfuhr sein Herr von ihm nicht, möglicherweise wußte er das selbst nicht, sondern begnügte sich gemüthsruhig mit dem Factum; Bilingsfelden ließ ihn aber vertrauensvoll gewähren, nur daß er je länger, desto ungeduldiger und besorgter vorwärts drängte. Denn die Zeit verging rasch, und was er von daheim, durch Christoph's Correspondenten und durch Delmar, erfuhr, machte ihm das Herz täglich schwerer.

Er hatte in dem Gespräch, das er, von dem Diener nach dem stillen Hafenort berufen, gleich nach seiner Ankunft mit Henrietten begonnen, bei weitem nicht Alles, nicht das Richtige ausgesprochen, was er aus der Heimat über den unseligen Fall und seine Beurtheilung von seiten der Gesellschaft erfahren hatte. Die Vorsicht oder Scheu, welche Felix bisher in einer verhältnißmäßigen Unthätigkeit erhalten, war jetzt, sei es, daß ihn Charlottens vollständiges Schweigen und Verschwinden ermuthigte, sei es, daß die über ihn nun erst ernstlicher auftauchenden Gerüchte ihm die Vertheidigung nothwendiger erscheinen ließen, oder was sonst ihn bewegen mochte, von der größten Rührigkeit abgelöst worden. Man ging dort, und zwar ersichtlich nicht Felix allein, mit einer Schlauheit und Rücksichtslosig-

keit vorwärts, die nichts aus den Augen ließ und vor nichts zurückbebte. Es kamen immer neue und immer bedenklichere Gerüchte über Charlotte in Gang, die sich nicht mehr an ihre letzten Schritte knüpften, sondern sich auch schon mit den letzten Wochen in ** beschäftigten und ihre damalige Erregtheit und Ruhelosigkeit auf das geschickteste zu verwenden und auszubeuten wußten. Dabei wurde nicht nur Dagobert's und mehr als eines Andern Namen, sondern auch Bilingsfelden genannt und zu verstehen gegeben, wie derselbe ja bereits vordem auf das Mädchen einen Eindruck gemacht und von ihm einen solchen empfangen habe; dieser Eindruck sei nunmehr verfolgt und verwerthet worden und es bedürfe daher kaum noch einer Erklärung, was Bilingsfelden mit seiner Anklage des Grafen bezweckt habe. Daß die Gräfin Dagobert nur als Deckmantel benutzt habe, sei glaublich, wenn auch noch nicht erwiesen. Daß sie sich von ihm getrennt habe, sei um eines Andern willen geschehen, gleichviel ob dies ein unbekannter Dritter oder Bilingsfelden gewesen sei. Daß dieser jetzt mit ihr umherziehe oder irgendwo ein idyllisches Leben führe, sei gewiß, seit man wisse, daß er bei jenem Eisenbahnunfall davongekommen und hernach auf der Reise hier und da erkannt worden sei.

Man wußte nun mit einem Mal genug von dem

Leben des in ** versammelten Kreises. Man wußte, wie leidenschaftlich sich der Graf seiner Gemahlin gewidmet hatte, wie er sich nach und nach, bestürzt und verletzt durch ihre Kälte, durch — so hieß man es — zunehmende Rücksichtslosigkeit und Schrankenlosigkeit, zurückgezogen und sich nun erst, halb verzweiflungsvoll und um dadurch möglicherweise seine Frau zur Besinnung zu bringen, einer andern Dame zugewandt habe; wie sie, die früher so Tadellose und Strenge, sich nun aber stets gleichgültiger hier, stets verletzender da habe gehen lassen; wie der Gatte sie noch am letzten Morgen in einer Situation mit — der Name wurde schonend nicht genannt, sondern nur angedeutet — überrascht habe; wie — kurz, es wurde das Alles, was wir vordem erlebten, auf das schonungsloseste verwendet und herbeigezogen. Und man erkannte nun, wie Dagobert in Mancher Sinne dennoch nicht der völlig nichtige Mensch geblieben und wie sein Treiben dennoch genügt hatte, die Gräfin gewissermaßen zu compromittiren; und man erkannte wiederum, daß selbst ihr *fleckenloser* Ruf, ihr tadelloses Leben, die große ihr gewidmete Verehrung nicht ausgereicht hatten, sie gegen Mißdeutung und Verdacht zu schützen, als sie mit jener den Meisten räthselhaft erscheinenden Erregtheit und Ruhelosigkeit sich dem Treiben und dem Ton der Gesellschaft

überließ. Denn wenn diese Stimmen, die jetzt über jene Wochen und Monate zu ** laut wurden, sich nicht gerade mit Freundlichkeit und Entschuldigung über den Grafen äußerten, vielmehr auch sein Treiben und sein Verhältniß zu der Frau von Reuterholm ein extravagantes hießen, so kam das doch der Gräfin wenig zu gute. Es ging hier wie immer in solchen Fällen: der Mann fand im Grunde nur Achselzucken, wo die Frau auf das ernsteste angeklagt, ja schon verurtheilt wurde.

Und es war leider mit diesem Allem nicht genug. Diese — sagen wir: Darstellung, Anklage, Verleumdung erhielt eine Bestätigung von zwei Seiten her, wo man bisher nichts als Schweigen gefunden hatte und sie, zum mindesten von der einen, am wenigsten hatte befürchten können. Dagobert brach, da er bemerkte, wie auch er in die Sache verwickelt und nicht gerade zu seinem Vortheil gezeichnet wurde, sein bisheriges mürrisches Schweigen in der schlimmsten Weise der giftigen Andeutungen, die weniger verriethen als errathen ließen, daß seine Trennung von der Gräfin erfolgt sei, als er bereits einen und zwar den willkommensten Nachfolger in ihrer Gunst sich habe nähern sehen. Auch hier wurde Bilingsfelden's Name genannt. Und endlich ließ eines schönen Tages die alte, bei dem Fürsten Hermann

lebende und repräsentirende Prinzessin den Commandeur der Leibgarde zu sich rufen und erklärte ihm, wie taktlos die Vertheidigung Bilingsfelden's und die Verurtheilung des Grafen Felix von seiten des Offiziercorps sei, da sie jetzt durch die Prinzessin Constanze selbst erfahren habe, daß die ganze Affaire nichts als ein zwischen der unwürdigen, entlaufenen Frau und dem ebenso unwürdigen frühern Gemahl der Prinzessin abgekartetes Spiel sei, von seiner Seite wenigstens schon längst gemischt und jetzt zum Austrag gebracht. Sie — Constanze — habe die Beweise, daß beide jetzt vereint seien und durch die Schweiz und Oberitalien reisten.

Diese Nachricht und zugleich die ernste Mahnung, die Sache auch um seiner selbst willen nicht allzu leicht zu nehmen, kam Bilingsfelden durch Delmar zu. Sie hatte im Offiziercorps bereits einen ihm sehr nachtheiligen Eindruck gemacht.

Der Baron knirschte und betrieb die Verfolgung und Entdeckung der armen, mißhandelten, von aller Welt verlassenen Frau nur um so eifriger und rastloser. Er mußte seine Revanche verschieben, bis er zuerst ihr dieselbe bieten, bis er ihr Hülfe und Rettung bringen konnte. Daß er die eigene sich verschaffen würde, sobald die Zeit dazu gekommen, dessen war er sicher genug.

Und nun hatte er sie entdeckt, und nun fand er den Lohn für seine Selbstverleugnung in dem Angriff auf Charlotte und noch mehr in Henriettens letzten Nachrichten. Die Revanche war schon da, nur daß er sie nicht mehr zu nehmen brauchte; für ihn trat der Richter und das Gesetz ein.

Es gingen ein paar stille Tage hin; die Gräfin erholte sich unter der Aufsicht und Hut des Arztes und unter der Pflege ihrer Getreuen von dem furchtbaren Stoße, den ihre Natur erlitten hatte, schneller, als man es hatte hoffen können. Neue oder auch nur nähere Erklärungen über das Verbrechen und die Verbrecherin vermochte sie nicht zu geben. Aber man forschte auch nicht mehr danach, war man doch sicher genug, daß die Sühne für die Verletzung alles göttlichen und irdischen Rechts nicht ausbleiben werde.

Von Bilingsfelden erfuhr sie nichts. Es war nicht schwer, sich vor ihr, die das Zimmer kaum erst verlassen konnte, verborgen zu halten. Und da er sich mit dem Gericht und den Behörden in Verbindung gesetzt und auch dem alten Wirth und den Seinen gewisse Aufklärungen gegeben hatte, so fiel auch von diesen Seiten nichts vor, was die Dame vor der Zeit überrascht und erschreckt hätte. Wenn freilich diese Zeit da sein, wie sie Bilingsfelden aufnehmen, was selbst er von ihr für

die Zukunft erlangen werde, die Fragen quälten die Getreuen und vor allen Henriette ernstlich. Denn die Gräfin war wie damals in der Stunde ihrer Flucht und auch später, bis Dagobert's Zudringlichkeit sie aufgeschreckt hatte und es dann allmälig, zumal seit dem hiesigen friedlichen Aufenthalt, besser geworden war: es lag eine Art von Betäubung auf ihr, eine eisige Gleichgültigkeit gegen Welt, Leben und Menschen, und es offenbarte sich dennoch die finsterste Starrheit gegen Alles, was sie in das Leben, zu den Menschen zurückzurufen versuchte.

„Charlotte, mein Herz, der Arzt und alle treiben uns von hier fort", sagte Henriette einmal wie zur Vorbereitung. „Du darfst nicht an diesem Platz, Du darfst nicht in dieser schutzlosen Lage bleiben. Wer kann wissen, was man von neuem gegen Dich versucht?"

„Wenn sie's noch können, wer verhindert sie anderwärts?" versetzte sie kalt. „Laßt mich hier. Es ist mir hier wohl. Ich will nichts mehr von den Menschen."

„Charlotte, mein Herz, wer hindert Dich, in der ruhigsten Einsamkeit zu leben? Aber in einer Einsamkeit, wo Dir Schutz und Liebe nahe ist?"

„Was ich hier und von Lisetten und Dir nicht habe, finde und suche ich auch anderwärts nicht."

„Kannſt Du wirklich noch fürchten, daß Dein Vater, daß Tante Soldnau, daß Florian Hausmann auch jetzt noch verſchloſſen gegen Dich ſind, daß ſie nicht weit die Arme ausbreiten, Dich aufzunehmen, Dich zu hüten, zu pflegen, zu tragen?“

„Ich fürchte gar nichts, Henriette, ich weiß nur.“

„Sieh, Charlotte, es iſt mir ſo eingefallen: da iſt das kleine ſtille, hübſche Schöneck, das Haus Deiner Mutter. Das iſt ganz Dein Eigenthum. Da ſtört Dich nichts und Niemand, wenn Du nicht willſt. Es ſind noch alte Diener da von Deiner Mutter her. Und Florian iſt nahe und —“

Die Gräfin ſchaute auf. Es ſchien ein neuer Gedanke für ſie zu ſein, was Henriette angedeutet hatte. Ihr Auge war feucht und in ihren Zügen wurde es hell. Aber ſchon in der nächſten Sekunde wurde Alles wieder ſtill und träumeriſch, das Auge ſenkte ſich und ſie ſagte eintönig: „Laßt mich nur, Kinder! Dort oder hier — ich bin Euch und mir überall verloren.“

„Hat ſie nie geſagt, daß ſie ein Kloſter aufſuchen möchte?“ fragte Henriette nach dieſer traurigen Unterhaltung die Zofe. „Alles, was ich an ihr ſehe und von ihr höre, es ſcheint mir mehr als je zu einem Entſchluß zu drängen.“

Liſette ſchüttelte den Kopf. „Davon hörte ich nie

etwas, Fräulein, und glaub' es auch nicht. Die Sünde, die sie in sich finden will — Sie verstehen mich schon — die weicht auch im Kloster nicht von ihr und läßt ihr auch dort keinen Frieden. Ich fürchte ganz etwas Anderes", fügte das Mädchen mit bebender Stimme und aufquellenden Thränen hinzu. „Wenn wir sie nicht aufreißen können aus dieser Stumpfheit und Gleichgültigkeit, aus diesen quälenden Vorstellungen, aus dieser Angst vor sich selbst und — Fräulein, mir ist, als sollte mir das Herz brechen!"

„Doctor, sie kommt mir krank, ja sie kommt mir ernstlich gefährdet vor", sprach Bilingsfelden, nachdem er von Henrietten gleichfalls jenes Gespräch erfahren hatte, sorgenvoll zu dem alten Arzt. „Es scheint mir, daß wir Alles riskiren, wenn wir sie aus diesen betäubenden Träumen erwecken, und dennoch — muß es nicht am Ende sein? Ich habe vorhin endlich die Briefe von den Ihren erhalten, vom Vater, von der alten Tante, von dem braven Pfarrer, und weiß aus des letztern Mittheilungen an mich, was sie enthalten. Es ist darin nichts als Liebe und Versöhnung, die flehende Bitte um Rückkehr, die Bitte, meine Begleitung anzunehmen. Ich kann und will auf die letztere nicht verzichten. Ich bin sie ihr und mir schuldig. Ich kann nur dann den infamen Gerüchten mit Erfolg entgegentreten, die auch,

wenn die Verbrecher selbst von der Bühne abtreten, nicht schweigen werden. Und dennoch —"

„Und dennoch, es muß sein!" unterbrach ihn der Arzt entschieden. „Kranke von ihrer Art — denn krank ist sie freilich — können so zu sagen nur gegen ihren Willen gerettet werden. Und endlich — ich fürchte nichts Schlimmes. Das ist eine eiserne Natur, trotz all der Phantasien und Träumereien. Uebrigens werde ich in der Nähe sein und die Augen offen haben."

„Charlotte, mein Herzenslieb", sagte Henriette am Abend dieses Tages zu der wiederum am Fenster sitzenden und auf den grauen See hinausträumenden Freundin, „sie wissen jetzt daheim von Dir, und es ist gegangen, wie ich immer hoffte: ihre Briefe sind da, die Dich zurückrufen in Dein stilles Othmaringen, Dich zurückfordern an ihre treuen, liebevollen Herzen, von allen, Charlotte, von Florian, von der Tante, von Deinem Vater —"

„Von meinem Vater?" wiederholte die Gräfin dumpf und zweifelnd.

„Von Deinem Vater, Charlotte, der Dich noch einmal an sein Herz drücken will und Deine Verzeihung erhofft, bevor er —"

„Mein Vater!" murmelte sie wieder. Die Thränen flossen leise, leise über die bleichen Wangen.

„Ja, Dein Vater! Die Briefe sind da — willst Du

ſie leſen? Willſt Du auf die Deinen hören? Und es iſt auch ein Bote da, der ſie Dir bringt, der Dich zurückführt in die Heimat, er, der Einzige, der Dir ſtets getreu blieb, der Dir folgte zu Rettung und Schutz —"

„Ein Bote?" Sie fuhr jäh empor, von dunkler Röthe übergoſſen. „Es iſt nicht möglich — er kann es nicht ſein! Ich kann ihn nicht —"

„Und ich bin es dennoch, und Sie müſſen mich dennoch ſehen und mir dennoch folgen!" ſagte in dieſem Augenblick Bilingsfelden, die Thür aufſtoßend und mit ein paar raſchen Schritten zu ihr tretend, mit feſter, ruhiger Stimme. Er hielt ihre Hände in den ſeinen, er ſchaute ihr ernſt und treu in die entſetzt ihn anſtarrenden Augen. „Sie müſſen ſich ſelbſt, Sie müſſen mich wiederfinden, Charlotte, nicht, wie Sie uns träumen, ſondern wie wir ſind. Sie dürfen nicht zweifeln an ſich, nicht an mir. Und wenn Sie auch in der Welt und für dieſelbe verloren bleiben, für uns, für Ihre Heimat, für die Ihren alle ſind Sie, wie Ihr Vater es wollte, die unentweihte Roſe von Othmaringen."

Sie lag ohnmächtig in ſeinen Armen.

Zehntes Kapitel.

Die Rache Gottes und der Menschen.

„Meine theuren Kinder", hatte Fräulein Aurelie von Othmaringen in dem einzigen Briefe, den Hildegard jemals von ihr erhalten, ja überhaupt nur zu sehen bekommen, mit ihrer wirklich sehr zierlichen, perlartigen Handschrift geschrieben, „da ich Euch jetzt bei einander gesehen und mich an Eurer großen und schönen Liebe recht erquickt habe, begreife ich wohl, daß Ihr für die Dinge dieser Welt wenig gestimmt seid und zurückschreckt vor all den Wirren, Intriguen und Unannehmlichkeiten, die man Euch nicht freundlich erspart. Ach, meine Kinder, die Welt ist kalt und hart. Sie versteht unsere Herzen nicht, sie weiß nichts von der hohen Liebe, die uns beseligt, sie spottet oder geht

achſelzuckend vorüber an dem unſagbaren Glück, an der verzehrenden und doch ſüßen Qual, die unſere Liebe uns zuweilen gibt!

Meine theuren Kinder, ich habe Euch geſehen, Eure Liebe hat mich erquickt und erhoben, mir ſüße Thränen in die alten Augen gelockt. Und andere heißere, bittere, kummervolle Thränen habe ich über Eure Noth geweint, über all die Härte, die Intriguen, die Lügen und Schlechtigkeiten, die Euch Euer volles, ſtilles, hohes Glück nicht gönnen. Verzaget nicht, meine geliebten Kinder! Es wird Euch dennoch werden. Eure Liebe iſt ſo ſchön, ſo treu, daß endlich Alles von ihr überwunden wird! Und ich, wie wenig ich auch von der Welt weiß, werde getreulich zu Euch ſtehen, und wenn ich zurückkomme, hoffe ich Euch doch die eine oder andere gute Nachricht mitbringen zu können. Wir wollen dann zuſammenſtehen. Ihre liebe Mutter, mein beſter Felix, und Deine Aeltern, meine geliebte Hildegard, werden gewiß Euren Bund ſegnen und damit die letzten Hinderniſſe heben.

Nur meine ich, meine Geliebten, Ihr ſolltet Euch nicht ſo fern von den Euren halten, vielmehr einen Aufenthalt wählen, wo ſie Euch, wo Ihr ihnen begegnen könnt, oder wo Ihr ihnen doch gleich in die Arme zu fliegen vermögt, wenn die Stunde des vollen,

Alles verſöhnenden Glücks geſchlagen. Ich weiß jetzt, was einen offenen Aufenthalt in der Reſidenz Euch nicht wohl erlaubt, und ich verſtehe Dich, mein geliebtes Kind, wenn Du gerade jetzt, in dieſer noch ungelöſten Verwirrung, noch nicht bei Deinen Aeltern weilen kannſt. Allein ſollte ſich nicht irgendwo in der Nähe ein ſtiller Platz für Euch finden? Wäre nicht die liebe gute Brodowska zu bereden, Euch ein freundlich Aſyl zu gewähren? Sereniſſimus hält jetzt die großen Manöver ab und geht hernach ſicher, wie er es ja alljährlich gethan, noch auf einige Wochen nach S. Eleonore nähme Euch alſo gewiß gern auf.

Ich will es nur geſtehen, dieſer mein Vorſchlag iſt nicht ganz ohne Egoismus. Ich weiß, daß, wenn ich von meiner Reiſe zurückkehre, meine Sehnſucht nach meiner ſtillen Ruhe groß ſein wird und ich jede weitere Ausdehnung der Abweſenheit vermeiden muß. Wie nothwendig mir auch von Zeit zu Zeit eine ſolche Reiſe durch die ſchöne Gotteswelt iſt, ſie ermüdet mich ſehr, meine Kinder, ich bin eben nicht mehr jung oder kräftig: die gute Wirkung kommt erſt ſpäter, in der Ruhe. So würde ich es kaum möglich machen können, wieder bei Euch in * vorzuſprechen, ſondern müßte ſchreiben, was meine Augen ſo ſehr angreift. Und wir haben einander vielleicht ſo viel zu ſagen!

Also, meine Geliebten, überlegt Euch das und laßt mich Eure Entscheidung nach drei Wochen hier in F. finden. Ach, es ist himmlisch hier! Ich träume wie ein junges Mädchen in dieser göttlichen Natur."

Im Sinne der Tante zog das Paar diesen Vorschlag allerdings nicht in Ueberlegung, da ihm derselbe mehr aus der sentimentalen und bequemen Laune der Dame als aus ihrer gelegentlichen klugen Auffassung der Verhältnisse hervorgegangen zu sein schien. Ein Aufenthalt in der Residenz erschien beiden wie etwas völlig Unmögliches, selbst während der Abwesenheit des Fürsten, da es dort immerhin noch Leute im Ueberfluß gab, welche den Grafen so gut wie Hildegard alsobald wiedererkennen mußten, und da vor allem ein sei es auch noch so kalter Verkehr mit den Verwandten sich in keiner Weise vermeiden ließ. Genug, sie entschieden sich bald für einen andern Platz, da sie es allerdings nöthig fanden, dem Wunsch der Tante einigermaßen entgegen zu kommen, und weil ihnen F. als sichere Reisestation genannt war, so entschlossen sie sich, die Rückkehrende dort durch ihre Anwesenheit zu überraschen.

F. ist bekanntlich eine Stadt, die nicht nur durch ihre schöne und günstige Lage, sondern auch durch großen Reichthum und Eleganz, durch den Glanz und

Comfort des ganzen Lebens zu den am meisten genannten und gerühmten Plätzen in Deutschland gehört. Die Stadt ist so groß, daß darin der Einzelne, wenn ihm daran gelegen ist, aller unbequemen Beachtung leicht aus dem Wege gehen kann, um so eher, als hier von jeher die polizeiliche Behörde zu den nachsichtigsten der ganzen Welt gezählt werden muß und obendrein der Zug der Fremden, der durchpassirenden so gut wie der längere oder kürzere Zeit verweilenden, ein so außerordentlicher geworden ist, daß von einer Controle in Wirklichkeit gar keine Rede mehr sein kann.

Das Paar quartierte sich in einem der ersten Hotels ein, suchte und fand jedoch schon nach einigen Tagen eine von jenen glänzenden kleinen Privatwohnungen, die für reiche Fremde hier stets bereit gehalten werden. Von irgend einer unbequemen Beobachtung hatte es, wie gesagt, nichts zu befürchten, denn die Persönlichkeit beider und ihre Stellung zu einander hätte immerhin um ein gutes Theil auffälliger und zweifelhafter sein können, als es hier der Fall, ohne daß sich irgend ein Menschenkind darum gekümmert hätte. An einem Platze wie F. und zwischen einer Fremdenmenge, wie sie hier ab- und zuströmt, gibt es, zumal in der neuern Zeit, alle möglichen Verhältnisse und Verbindungen zwischen zwei Menschenkindern zu

beobachten, ohne daß auch die seltsamsten noch Anstoß erregten.

Dergleichen ließ sich hier, wie angedeutet, obendrein gar nicht oder nur im geringen Maße bemerken. Es hatte Alles ein gewissermaßen solides und achtungswerthes Ansehen, von der Dienerschaft bis zur Herrschaft, in Allem, was von ihrem Leben sichtbar wurde.

Hildegard hatte, da sie anscheinend vor Bilingsfelden aus ** entwich, während ihrer Abwesenheit Zeit und Gelegenheit genug gefunden, Alles für die, wie sie voraussetzte, nahe Erfüllung ihrer Wünsche und Pläne so geschickt wie möglich ins Werk zu setzen; sie hatte die Kinder mit ihrer Bonne untergebracht und eine Kammerfrau angenommen, die von dem Vorhergegangenen nichts wußte, sodaß sie sich zum mindesten von dieser Seite nirgends gehindert fand, den endlich errungenen Mann völlig an sich zu fesseln. Daß dies einstweilen noch in einer gewissen Zurückgezogenheit geschehen mußte, gefiel ihrer ehrgeizigen und rachsüchtigen Natur zwar nicht allzusehr, allein sie mußte sich wohl darein ergeben, wenn sie nicht alles Erreichte wieder gefährden wollte. Sie hatte sich über den Charakter des Grafen keinen Augenblick getäuscht, seit sie ihm in Rom zufällig begegnete und sich alsobald entschloß, nicht nur durch ihn aus ihren unklaren und

unbehaglichen Verhältnissen herauszugelangen, sondern sich auch auf solche Weise an der Frau, der sie ihre Stellung in der Welt je länger, desto mehr beneidet hatte, und an denen zu rächen, von denen sie zuerst ruinirt und später vernachlässigt, mißhandelt und vergessen worden war. Sie wußte auf das allergenauste, daß die Uebertreibung, der Leichtsinn und die Grundsatzlosigkeit, die sich in seinen Charakter theilten, nur eines leichten Anstoßes bedurften, um aus dem Schlummer der letzten Jahre in alter Unbändigkeit aufzufahren, und wenn sie sich irgendwo getäuscht hatte, so war es nur da geschehen, als Charlottens Takt und Liebenswürdigkeit, ihre Geduld und Nachsicht, die rückhaltslose Verehrung, welche die Gesellschaft ihr widmete, nicht nur jeden Versuch scheitern ließ, sie durch Andere zu compromittiren oder sie sich selbst durch irgend ein unüberlegtes Handeln compromittiren zu lassen, sondern auch der Leidenschaft des Grafen immer noch gewisse Fesseln anlegte.

Sie ergriff daher auch die Entfernung, zu der sie in erster Linie Bilingsfelden's Ankunft veranlaßte, mit beiden Händen. Sie schloß nicht mit Unrecht, daß Felix' Leidenschaft während ihrer Abwesenheit aller Vermuthung nach jede Schranke umstoßen und so oder so den Bruch herbeiführen werde, während sie zugleich

hoffte, daß inzwischen auch von Seiten Charlottens, deren verändertes Wesen ihr so wenig wie aller Welt entgangen war, endlich irgend ein Schritt erfolgen werde, der Felix in den Augen der Gesellschaft zu entschuldigen vermöge.

Die Rechnung traf, wie wir wissen, zu und fehlte nur darin, daß die Grundsatzlosigkeit des Grafen noch größer war als die Leidenschaft und ihn zu einem Mittel greifen ließ, das, mochte es sein, welches es wollte, doch seine erschütterte Stellung noch zu verschlimmern schien, ihn zu einer qualvollen Unthätigkeit verdammte und vor allem Hildegard's bisherige Machinationen noch immer erfolglos bleiben ließ. Ja, wollte sie Alles auch ihrerseits nicht auf das ernstlichste gefährden, so mußte sie, wie schwer das dieser im tiefsten Grunde ungeduldigen und energischen Natur auch fiel, selbst auf alles eigene Handeln verzichten und sich daran genügen lassen, Felix im Auge, in der Hand zu behalten. Wie er einmal war, ließ sich gar nicht berechnen, wohin und wozu er sich in ihrer Abwesenheit fortreißen lassen möchte, ja sie wußte nicht einmal, ob sie selbst seiner sicher sein könnte. Denn so maß- und schrankenlos er ihr auch hingegeben war und so fest sie ihn in ihren Banden wußte, sie konnte nicht übersehen, wie überreizt er war und wie rastlos, wie

ungestüm er nach stets neuem wilden Genuß, nach Zerstreuung, zuweilen meinte sie fast: nach Betäubung verlangte.

Sie mußte sich wohl darein ergeben, seiner Leidenschaft Stand, ja dieselbe stets im gleichen Gange zu erhalten, befähigt dazu vor Vielen, auch einen bedeutendern und höherstehenden Menschen sich zu unterwerfen und widerstandslos an sich zu fesseln, wenn sie ihn mit ihrem Auge, mit ihrem Geist einmal umfing und beherrschte. Es blieb ihr nichts Anderes übrig, wie schwer es ihr auch wurde. Denn daß von ihrem Herzen — wenn es ein solches in solchem Sinn überhaupt in einer Frau dieses Charakters gibt — nicht im entferntesten dabei die Rede war, versteht sich nach Allem, was wir von ihr erfuhren, von selbst. Allein in ihrem Kopfe hauste eine finstere, stets zunehmende und dennoch kaum recht näher zu bezeichnende Sorge vor der Zukunft, ein gewisses, stets unheimlicheres Vorausempfinden von Schrecken, die ihnen bevorstehen und den Ausgang aller ihrer Machinationen in Frage stellen, all ihre Opfer, wie sie es hieß, vergeblich machen und sogar auch Felix und sie selbst, sie wußte nicht wie, treffen könnten.

Wie der Bruch mit Charlotten herbeigeführt und wie dieselbe zur Flucht mit Dagobert gerade veranlaßt

worden, was Felix seitdem gegen die unglückliche Frau versucht oder unternommen hatte, davon wußte sie bis auf den heutigen Tag im Grunde nicht das Geringste. Gleichviel, was es auf Felix' Seite gab, ob Vorsicht, oder Schonung gegen sie, oder Scham, er hatte ihr, obschon lachend und höhnend über die Entfernte, jede Auskunft verweigert und auch über Henriette, deren Verschwinden Hildegard noch viel mehr beunruhigte, niemals etwas Anderes zu sagen gehabt, als daß sie ihn am wenigsten kümmere und so unschädlich wie möglich sei.

Hildegard aber schloß gerade aus diesem Schweigen oder Ausweichen und aus der Thatsache, daß er gegen die Anklagen Bilingsfelden's und Anderer in Wirklichkeit nichts Anderes als seinen machtlosen Grimm hier und kaum viel wirksamere und erfolgreichere neue Intriguen dort ins Feld zu führen hatte, endlich aus gewissen Zeichen der Mißachtung, die selbst in ihrer Zurückgezogenheit ihr zuweilen bemerkbar wurden, daß irgend etwas geschehen sein mochte, was ihn in den Augen der Gesellschaft ernstlich im Nachtheil erscheinen ließ. Und so wenig sie Charlotte auch liebte und so gleichgültig oder vielmehr willkommen ihr deren völliger Ruin war, hatte sie doch selber allzuviel Kenntiß von dem Charakter und der Wesenheit der unglücklichen

Frau und zu viel Geist, als daß sie auch nur im entferntesten an all die schmachvollen Gerüchte hätte glauben sollen. Gerade die Wahl Dagobert's zum Begleiter war für Hildegard, wie sie einmal über den Bruder dachte, bezeichnend und verständlich genug. Daß das keine Wahl der Liebe war, konnte kein Mensch in der Welt, der Charlotte oder ihn jemals kennen gelernt hatte, einen einzigen Augenblick übersehen.

Dazu kam endlich auch noch, was sie sonst an Felix beobachtete, seine Gereiztheit, seine Unstetigkeit, dies leidenschaftliche Haschen nach wildem Genuß, nach steter Aufregung und Zerstreuung und zuletzt und trotz alledem eine gewisse ohnmächtige Versunkenheit in das qualvoll unthätige und abwartende Leben, wie er es neuerdings mit und neben ihr ohne Unterbrechung weiter führen zu wollen schien. Die Nachrichten, die sie aus der Residenz mitbrachte, hatten einen Wuthausbruch, Drohungen und Verwünschungen zur Folge, die jedoch, wie man das zu heißen pflegt, im Sande verliefen und gerade einer so energischen Natur, wie Hildegard sie besaß, fast verächtlich erscheinen mußten. Ein Brief Florian Hausmann's, der sich ernstlich nach dem Verbleiben Henriettens erkundigte, während sonst nichts von Othmaringen an Felix gelangt war als ein Absagebrief des alten Herrn, brachte die gleiche Wirkung

hervor und führte zu dem gleichen Ende, und erst die Ankunft der Tante Stiftsdame und einige Conferenzen zwischen dieser und dem Grafen, die Hildegard weder störte, noch nach deren Inhalt sie fragte, schienen endlich einen bessern Eindruck zu machen. Felix wurde munterer und gleichmäßiger, er zeigte wieder eine gewisse Thätigkeit, und wären es auch nur die wieder ernstlicher betriebenen Bemühungen gewesen, seine Anstellung in —schen Diensten zu sichern.

Das Alles besserte sich seit der Uebersiedlung nach F. von neuem, und dazu kam für Hildegard noch besonders, daß gleich nach ihrer Ankunft der Kammerdiener des Grafen eine Reise, es hieß, zu seinen Verwandten, antrat. Es war in dem Menschen selbst und in der Stellung zu seinem Gebieter etwas, das Hildegard von jeher und neuerdings immer mehr mißfallen und sie mißtrauisch gemacht hatte, wäre es auch nur die unabweisbare Erkenntniß gewesen, daß allein Louis ihr und ihrem Einfluß Widerstand leistete und auch den Grafen selbst, sei es auch nur in einzelnen, nicht einmal recht verständlichen Punkten, demselben nur allzu sichtbar entzog.

Daß sie nicht Unrecht gehabt, ersah sie, da jetzt, in seiner Abwesenheit, auch die Stimmungen und Neigungen des Grafen zu einem natürlichern Maß zurück-

kehrten. Selbst die Leidenschaft oder Liebe zu ihr bekam eine gewisse Ruhe und Stetigkeit, und sie konnten hier, wo sie einstweilen unter anderm Namen lebten, auch vor schärfern Beobachtern wohl als das Paar bestehen, dessen Treue endlich alle Hindernisse überwunden, alle Verhältnisse besiegt hatte und nun einander alle Leiden der Vergangenheit durch um so größere Zärtlichkeit lohnte.

Zugleich kamen auch von auswärts angenehmere Nachrichten. Eleonore Brodowska hatte von der neuen Strömung zu melden, die in der heimischen höhern Gesellschaft sich entschieden zu des Grafen Gunsten bemerkbar mache — wir erfuhren davon auch bereits durch Bilingsfelden — und Felix' eigene Correspondenzen ließen erkennen, daß seine Bemühungen um eine neue Stellung nicht aussichtslos bleiben dürften.

Hildegard fing wirklich an, mit einer gewissen Genugthuung und einer Art von Aufathmen in die Zukunft zu sehen, was sie erstrebt und aufs Spiel gesetzt hatte, schien jetzt erreicht zu werden, schien sich belohnen zu wollen. Endlich mußte nun auch die Tante demnächst zurückkommen und hoffentlich neue Fortschritte zu melden haben; Felix machte Andeutungen über die Absichten und Pläne der Stiftsdame, welche für die Nichte, wie dieselbe über Aurelie dachte, dergleichen

ziemlich sicher erscheinen ließen, und wenn sie überhaupt noch ein Bedenken hatte, so war es die Sorge, daß die Dame möglicherweise allzu rücksichtslos ihrem Haß gegen die Tochter des Barons Othmar nachgeben möge.

„Wenn ich nur ahnte", sagte Felix einmal in diesen Tagen, „was diesen wahrhaft prachtvollen Haß der alten Katze gegen Alles, was zu Othmaringen haust oder von dort stammt, hervorgerufen hat. Wär' er uns nicht so günstig, so könnte einen dabei frösteln."

Hildegard schaute ihn einen Augenblick nachdenklich an, bevor sie entgegnete: „Darüber kann ich Dir nur eine Andeutung geben; Genaueres weiß ich so wenig wie ein Anderer, außer ihr selbst und dem alten Baron; selbst meine Aeltern nicht, glaube ich. Es scheint, daß Baron Othmar ihr vordem Aussichten auf seine Hand gemacht hat — vielleicht bildete sie sich das auch nur ein — und sich nachher zurückzog, gleichviel ob um Charlottens Mutter willen oder weil er von der Tante etwas erfuhr, das ihm an seiner Frau unerträglich erschien. Wie meine Aeltern darin verflochten sind, weiß ich nicht, allein von der Zeit an begann die allgemeine Feindschaft —"

„Die sich bisher und bei Euch Uebrigen aber mit finstern Mienen, einem bischen Zähneknirschen und Augenverdrehen begnügte", bemerkte Felix spottend.

„Nur die Tante — Reſpekt vor ihr, wenn ſie das, was aus ihr herausklingt — Worte kann man's kaum heißen — wirklich einmal zur That werden und zu Folgen führen läßt."

Es war in ihrem Blick nicht nur Zürnen, ſondern auch Mißachtung, da ſie verſetzte: „Sage das nicht, Felix, zum mindeſten nicht von der Tante. Du thuſt ihr Unrecht. Ich fürchte, ihre Feindſchaft iſt nicht immer unſchädlich und bei Worten geblieben, und ich will nur wünſchen, daß ſie ſich jetzt nicht allzuweit von ihnen entfernt." Damit brach ſie ab.

Er lächelte grimmig. „Und ich hoffe, daß es nicht bei ihnen bleibt. Komme es, wie es will. Alles, was uns von der Perſon befreit und uns endlich — endlich glücklich werden läßt, ſoll geſegnet ſein! Und ich ſchwör's", fügte er hinzu, ſie ungeſtüm in die Arme ziehend, „ſchlägt auch dies wieder fehl, ſo muß ich ſelbſt mein Heil mit ihr verſuchen, ſo ungern ich mich auch dazu verſtehe. Wäre nur der Louis wieder zurück! Ich weiß nicht, wo er ſtecken mag."

Hildegard ſah ihn forſchend an, erwiderte indeſſen nichts.

An einem der nächſten Tage, wo man Aurelie nun ſchon erwarten mußte, wurde Friedrich, der alte Diener Hildegard's, durch das Erſcheinen eines höhern Poli-

zeibeamten überraſcht, der ſich, wenn auch auf das höflichſte, nach ſeiner Herrſchaft, nach dem Ort ihres frühern Aufenthalts, nach der Dauer ihres hieſigen erkundigte und, da ihm die Antworten nicht genügten, den Gebieter ſelbſt zu ſprechen verlangte. Dem Grafen, der ihn denn auch mit ſehr hoher Miene und höchſt verſtimmt empfing, erklärte er, wiederum auf das höflichſte und anſcheinend offenſte, daß man von Paris aus über die Pläne und Abſichten einiger politiſcher Emiſſäre unterrichtet und zugleich von andern Seiten aufgefordert worden ſei, denſelben rechtzeitig zu begegnen. Man ſei daher in die unangenehme Verlegenheit verſetzt, ſich auch über den Herrn Grafen ein wenig mehr zu vergewiſſern, als es — wir gedachten ſchon der zu F. herrſchenden milden Praxis — ſonſt der Fall geweſen ſein würde. Gewöhnlich begnügte man ſich mit der Meldung des Hauswirths und fragte hier ſchon damals nur in ſeltenen Fällen nach Paß oder Paßkarte.

Der Grund war gerade für Felix, der trotz ſeiner augenblicklichen Zurückgezogenheit von den politiſchen Vorgängen und Wühlereien immerhin noch gut genug unterrichtet blieb, ein durchaus annehmbarer, und da der Beamte, wie geſagt, ſeinen Auftrag in der höflichſten Weiſe vollzog, ſo verlor ſich des Grafen Empfind-

lichkeit und er verstand sich, wenn auch achselzuckend, zu den gewünschten Angaben und Erklärungen. Der Beamte schied denn auch mit einer Bitte um Entschuldigung und allem Anschein nach völlig befriedigt, und Felix gedachte gegen Hildegard des Vorfalls wie einer Ungereimtheit, da man bei der Behörde von ihm, seinem Aufenthalt und Leben am hiesigen Platz, trotz der anscheinenden Gleichgültigkeit gegen solche Fragen, genug erfahren haben mußte, um ihn nicht mit jenen Sendlingen zu verwechseln.

Anders wurde seine Stimmung, als er durch Hildegard vernahm, daß der Beamte vor seinem Weggange sich bei Friedrich noch einmal und mit einem gewissen Interesse nach dem abwesenden Diener erkundigt habe.

Er fuhr von seinem Platze auf. „Was heißt denn das?“ rief er zornig aus. „Hat der Narr mich noch immer im Verdacht und sieht im Kammerdiener den Emissär des Emissärs? Beim Himmel, ich fange an, den Zeitungsgrimm über diese polizeilichen Scherereien zu begreifen, der uns bisher oft so albern und räthselhaft erschien! Dies ist ja völlig unerträglich!“

Hildegard's Auge ruhte mit finsterem Forschen auf ihm. „Wäre es nicht möglich, daß die Frage nach dem Menschen noch einen andern Grund gehabt hätte?“ versetzte sie.

Der Graf zuckte von neuem auf. „Was für einen andern Grund?“ fragte er haſtig, mit unſicherem Blicke. „Du liebſt den Louis nicht, und Dein Friedrich —“

„Liebt ihn gleichfalls nicht“, unterbrach ſie ihn mit hörbarer Kälte. „Den Grund weiß ich nicht, nur meine ich, dürfte es bei ihm an einem ſolchen nicht fehlen. Ich kann Dir nicht helfen“, fügte ſie achſelzuckend hinzu, „der Menſch hat mir von jeher den Eindruck gemacht, als möge er, ſein Leben und Treiben der Behörde von alters her und ſtets von neuem Veranlaſſung zu Fragen geben, wie die heutigen geweſen zu ſein ſcheinen.“

„Das mag ſein“, entgegnete der Graf nach einer Pauſe düſtern Nachdenkens erſichtlich verſtimmt; „ich halte ihn ſelbſt für keinen allzu ſoliden und tadelloſen Menſchen im Sinne der — ſage ich einmal: Sittenpolzei. Davon erfahre ich aber Gott Lob nichts Näheres. Nur wüßte ich nicht, wie er hier Zeit gefunden haben ſollte zu beſondern Exceſſen, er reiſte ja ſogleich ab. Und andere Gründe — hm“, brach er nach einer neuen Pauſe ab, „ich wüßte nicht, was das für welche ſein ſollten. Mag er ſein und treiben, was er will, er iſt am Ende immer doch viel zu klug und gewandt, um ſich in ernſtliche Unannehmlichkeiten zu verwickeln. Wäre der Burſche nur erſt wieder hier! Wer weiß, ob wir nicht, wenn

Deine Tante kommt, alsbald von hier fortgehen. Es ist hier unerträglich."

Es entging Hildegard nicht, daß sein Blick unruhig und sein ganzes Wesen gereizt oder zerstreut war. Aber sie wußte, daß er ihr in solchen Fällen keinerlei Aufklärung zu geben pflegte, und schwieg daher. Doch fühlte auch sie selbst sich von neuem unbehaglich und fing an, die Rückkehr der Tante herbeizusehnen.

Es war am Abend dieses Tages, als Hildegard vor dem Kamin saß, dessen Glut man jetzt schon behaglich zu finden begann, und Felix unruhig im Zimmer auf und ab schritt, bald ein paar Worte sprechend, die keine Fortsetzung erhielten, bald am Tisch in das Buch blickend, in dem er vorher gelesen hatte, oder auch einmal zu Hildegard tretend, um ihr ins Auge zu sehen, ihr Haar mit seinen Lippen zu berühren, irgend ein Wort der Leidenschaft zu flüstern — Alles Zeichen einer innern Aufregung, eines Unfriedens und einer Ungeduld, welche Hildegard nur allzu ernst an das erinnerte, was sie in den vergangenen Monaten an ihm beobachtet und für endlich überwunden gehalten hatte.

„Es ist nicht mehr zum Ertragen!" sagte er und stand dabei wieder neben ihr, hatte sie voll Ungestüm auf und in seine Arme gezogen, sie umschlungen, schaute

ihr heiß in die Augen. „Es iſt nicht mehr zum Ertragen! Wann wird endlich dieſe Qual enden? Wann biſt Du offen mein? Wann darf ich Dich der Welt als mein zeigen — in der Welt und nicht in dieſer nichtswürdigen Clauſur? Und all dieſe Qualen, dieſe albernen Rückſichten und Bedenklichkeiten um ihretwillen, die wie die Kugel am Bein des Galeerenſklaven — aber bei Gott oder" — er lachte grimmig — beim Teufel —"

Er hielt plötzlich inne, da eben die Thür geöffnet wurde und Friedrich in derſelben erſchien. Das helle Gaslicht zeigte gut genug, daß er überraſcht und zweifelhaft über die Aufnahme ſein mochte, die ſeine Meldung finden möchte. Er kam jedoch gar nicht zu derſelben, denn bevor er noch ein Wort geäußert, wich er vor einem ihm unmittelbar Folgenden haſtig auf die Seite, und zugleich ſagte eine zarte Stimme: „Wozu die Umſtände, mein Freund? Die Herrſchaft muß doch erfreut ſein —"

„Beim Himmel — die Tante!" rief Felix herzueilend, und im nächſten Augenblick ſtand die Stiftsdame wirklich vor ihm und Hildegard in eigener Perſon mitten im Gemach, im Reiſeanzug und erſichtlich ermüdet, denn ihre Augen ſchauten das Paar noch ein wenig ſanfter und ſchmachtender an, als ſie ſonſt zu blicken pflegten, und auch ihre Stimme klang noch matter, da

ſie, beider Hände in den ihren haltend, ſprach: „Ja wohl, die Tante, mein beſter Graf! Sehr überraſcht, ja erſchrocken durch Hilda's Brief — was um Gottes willen wollen Sie hier, ſo fern von Ihrem rechten Terrain? Oder iſt es nur die Liebe zu mir, die mir alle weitere Unruhe erſparen wollte, meine Geliebten? Aber Kinder, ich muß mich ſetzen!“ fuhr ſie fort, indem ſie die That den Worten folgen und ſich, indeſſen mit der uns von ihr ſchon bekannten Beobachtung und Bewahrung des Faltenwurfs, auf Hildegard's Fauteuil am Kamin ſinken ließ. „Ich bin zum Sterben ermüdet! Dieſe abſcheulichen Eiſenbahnen ruiniren die ſtärkſten Nerven —“

„Die Eiſenbahnen?“ fiel Hildegard erſtaunt ein. „Dein Wagen, Tante —“

„Zerbrach, mein theures Kind, es fand ſich kein anderer, bequemer. Ich ſehnte mich auch nach meiner friedlichen Häuslichkeit, nach Euch und all meinen Lieben! So gab ich denn nach und ſtieg in ſolch ein Coupé — ach, nochmals, es ruinirt alle Nerven! Ich war auch halb todt, da ich hier vorhin in der Dämmerung ankam. Ich gedachte mich heute nicht mehr zu regen. Aber da ich Deinen Brief las, geliebte Engelshilda, und Johann dann erfuhr, wie nahe Ihr wohntet — ach, meine Kinder, ich mußte wirklich zu Euch — ich wußte

ja, daß auch Ihr Euch nach mir ſehntet! Ihr dürft es mir immer ein wenig anrechnen, daß ich Alles überwand und gleich zu Euch flog!"

„Aber weshalb riefſt Du uns nicht?" ſagte Hildegard.

„In den Gaſthof? Ach mein Kind, wo denkſt Du hin!" verſetzte die Dame. „Das läuft ja, nach ſolcher Ankunft zumal, ſtets aus und ein, von Mädchen, Kellnern, den Gepäckträgern, dem Wirth und wer weiß, von wem ſonſt. Eine ewige Unruhe! Darum erſchrak ich auch ſo, da ich Eure Anweſenheit erfuhr und Euch zuerſt im Gaſthof vermuthete, bis Johann mir dann Beruhigenderes ſagen konnte!"

Bis hierher hatte der Graf, wenn auch ſichtbar von Ungeduld verzehrt, den ſanften Redefluß nicht zu unterbrechen gewagt. Nun aber vermochte er ſich nicht länger zu zügeln, und mit einer Stimme, aus der ſeine Aufregung nur allzu deutlich vernehmbar wurde, ſprach er jetzt: „Gewiß, meine gnädige Tante, unſer Dank kann gar nicht groß und innig genug ſein! Beſtanden Sie doch all dieſe Strapazen um unſertwillen! Wenn denn wenigſtens auch nur der Erfolg für Sie ein lohnender geweſen iſt!"

Es war in dem Lächeln, das ihm aus ihrem Auge begegnete, noch etwas Anderes als die bisherige ſchmach-

tende und abgespannte Milde; Hildegard hatte es nur einmal, damals gesehen, als die Stiftsdame gegen sie des eigenen, persönlichen Interesses an den Verwandten zu Othmaringen gedachte. Sie öffnete die Lippen zur Antwort, schloß sie jedoch sogleich wieder, horchte gegen die Außenthür, hinter der auf dem Vorplatz ein paar Stimmen vernehmbar wurden, und sagte dann mit fragendem Blick auf den Grafen: „Aber mein bester Graf, das ist ja hier beinahe so unruhig wie im Hotel!“

Felix horchte gleichfalls — es war Alles still. „Es wohnt droben gleichfalls eine Familie, deren Diener ich ein paar Mal mit Friedrich verkehren sah — das wird's gewesen sein“, versetzte er ungeduldig. „Du solltest dem Alten das verbieten, Hilda! — Also der Erfolg Ihrer Reise, gnädige Tante?“

„Ach, bester Graf, es hat mich recht bewegt, die arme Frau zu sehen und ganz so zu finden, wie ich's befürchtete: solche unglückliche Wesen leiden stets am Herzen — der Tod kommt dann oft —“

„Sie fanden sie wirklich noch dort? Im Gasthof? Allein?“ fragte er fast heftig.

„Jawohl, bester Graf — im Gasthof! Ach, die macht keine weitern Reisen mehr! Der arme Baron Othmar hat Unglück mit seinen Kindern! Alle sterben vor ihm!“

„Sterben?“ fragte Hildegard dumpf. „So meinst Du, sie —“

„Ich rechne selbst heute nicht mehr auf ihr Leben, so vorgeschritten erschien mir ihr Leiden! — Aber Sie fragten auch, ob allein, bester Graf“, fuhr sie fort und erhob ihr Auge mit einer Art von mißbilligendem Blick zu Felix. „Ja, es überraschte mich nicht wenig, sie nicht allein, sondern jene Henriette —“

Der Graf fuhr leichenblaß empor. „Henriette — bei ihr? Es ist nicht möglich!“ stammelte er.

„Möglich? Leider nur zu gewiß, bester Graf! Sie sehen, Ihre Nachrichten waren doch nicht sicher —“

„Henriette — frei — bei ihr!“ Er preßte die Hände in einander. Der Schweiß stand auf seiner Stirn in hellen Tropfen. „Laß packen, Hildegard — das Nöthigste! Wir müssen noch heute reisen! — O diese Canaille von Louis! — Es ist Alles verloren!“

Da erhob sich die Stiftsdame aus ihrem Stuhl und stand vor ihm. Es war wieder einmal das Gesicht voll Intelligenz, voll Energie, nur daß sich dazu jetzt auch eine unverhehlte Verachtung gesellte. Und mit Achselzucken sprach sie: „Seien Sie nicht kindisch, Herr Graf! Es ist für Sie vielleicht schlimm, daß Sie sich in die Hände der Person und eines Dieners gegeben haben, wie es scheint, aber mich geht das nichts

an und in dieſem Fall kann es Ihnen auch, denke ich, gleichgültig ſein. Sie hat mich —"

„Henriette — da! — Henriette iſt mißtrauiſch und klug!" murmelte er.

„Bah, Unſinn! Die Baronin Trautenau —" Sie brach jäh ab und richtete einen entſetzten Blick auf die aufſpringende nahe Seitenthür, durch welche ein Herr in dunkler Civiltracht herein- und auf ſie zukam, während in ihrer Oeffnung ein paar Polizeibeamte erſchienen.

„Fräulein von Othmaringen, alias Baronin Trautenau", ſagte der Herr mit klarer Stimme und feſtem Blick, „ich habe Sie auf Requiſition des Gerichtes zu X. wegen Mordverſuchs auf die Perſon der Frau Gräfin von Eylingshauſen zu verhaften —"

„Mein Herr, das iſt eine Verwechslung!" rief ſie dazwiſchen.

„Mein Herr!" brauſte zugleich der Graf auf, aber man ſah es ihm an, welche Mühe ihm die augenblickliche Faſſung koſtete, „dieſer Angriff in meiner Wohnung —"

„Mein Herr Graf von Eylingshauſen", drang die Stimme des Beamten kalt und klar durch, „ich habe auch Sie zu verhaften auf Requiſition des Gerichtes zu X., als dringend verdächtig der Urheberſchaft und

Betheiligung an dem beabsichtigten Verbrechen gegen Ihre Frau Gemahlin, und auf Requisition des Gerichtes zu L. wegen eines andern Verbrechens, das Sie im Verein mit Ihrem Diener Ludwig Berend an der Person des Fräuleins Henriette Walden, wenn auch nur zum Theil, zur Ausführung gebracht haben. — Auch die Dame hier", fuhr er, sich gegen Hildegard wendend, welche halb ohnmächtig und die Hände vor das Gesicht gepreßt in einem Sessel ruhte, stets gleich kalt fort, „wird mir folgen müssen. Die Wagen halten bereit. Ich hoffe, Sie ersparen uns alle härtern Maßregeln."

Elftes Kapitel.

Daheim gerettet.

„Reisen Sie, reisen Sie in Gottes Namen!“ hatte der alte Arzt zu Henrietten und Bilingsfelden gesagt, welche den Othmaringer Briefen so gern nachgegeben hätten und am ersten Tage, da Charlottens Zustand sich wieder besser zeigte, nach der Heimat mit ihr aufgebrochen wären. Und dennoch war dieser Zustand von der Art, daß man in ihm kaum etwas wie wirkliche Genesung erkennen konnte und der Reise und den folgenden Erschütterungen wohl mit Sorgen und Angst entgegensehen mußte. Allein der alte Herr dachte nicht so, er trieb im Gegentheil zur Reise.

„Und ich thu' das nicht, wie zuweilen so ein Herr College — ich weiß recht gut! — nur um die Kranke

los zu werden", fügte er ernſt hinzu, ſondern weil ich die Reiſe für eine beſſere Kur halte als alle meine Tränke und Tropfen. Denn gerade heraus, mein Fräulein und Herr Baron, ich kann gegen das, was wir hier noch haben, nichts mehr thun. Da muß die Zeit, müſſen die Menſchen mit ihrer Liebe eintreten, und ich möchte wetten, die Heilung gelingt. Denn die Frau Gräfin hat eine tüchtige Natur, ein geſundes Herz, einen klaren Kopf, mag es augenblicklich darin auch noch ein wenig dunſtig ausſehen. Das gibt ſich. Reiſen Sie, reiſen Sie in Gottes Namen! Sie haben die beſte Zeit vor ſich, es kommen unſere blanken Herbſttage, wo Jedermann friſch und munter wird. Sie gehen mit aller Bequemlichkeit durch die ſchönſten Gegenden, wo es immer etwas zu ſehen, zu fühlen und zu denken gibt — Luſtiges, mein' ich. Da bleibt ſelbſt der Traurige nicht traurig! Und wenn Ihr dann mit ihr daheim ſeid und die Ihren vernünftig mit ihr umgehen, da wird Alles recht werden. Was Sie mir da von dem alten Pfarrer erzählt haben, das paßt mir ausgezeichnet in den Kram. Das iſt der Mann, dem ich die weitere Kur ruhig anvertrauen kann. Reiſen Sie!"

So waren ſie denn wirklich, nach einem ſchweren Abſchied von Anſelm Mayer und den Seinen, von dem

alten Geistlichen, dem Charlotte sich mit allem Vertrauen, das sie damals besaß, angeschlossen hatte, von dem Arzt, dem sie bei jedem Erscheinen entgegenlächelte, an einem glänzend frischen Herbsttage aufgebrochen und näherten sich in kleinen Tagereisen allmälig der Heimat. Denn Charlotte war aus der Ohnmacht, welche sie in Bilingsfelden's Arme gelegt hatte, zu einer neuen, kurzen, aber schweren Krankheit erwacht, und obgleich sie dieselbe überwunden, befand sie sich noch immer in einem Zustande, in welchem fast nur der Arzt mit seiner derben und klaren Auffassung des Lebens und der Menschen die fortschreitende Genesung erkannte und verbürgen mochte. Für ihre Umgebung waren sogar die körperlichen Kräfte weit im Rückstande, und von dem, was uns die Genesung eines lieben Menschen gerade am schönsten und sichersten offenbart, von der Frische und Heiterkeit des Geistes, von dem neuen Lebensmuth, von der frohen Theilnahme und Hingebung an das, was der Tag bringt, davon zeigte sich leider kaum eine leise Spur. Charlotte war aus der Krankheit nicht vertrauensvoller, nicht heiterer hervorgegangen, und das Einzige, was man allenfalls als einen Fortschritt gelten lassen konnte, war, daß sie sich täglich vertrauter mit dem Gedanken an die Heimat und die Ihren zu machen schien und daß sie, nicht

mehr so häufig der alten dumpfen, beängstigenden Träumerei verfallen, mit wehmüthiger Freundlichkeit die Liebe und Treue ihrer Umgebung erkannte und zu lohnen suchte.

Das zeigte sich auch in ihrem Verkehr mit Bilingsfelden, den sie, da sie zum ersten Mal das Lager verlassen hatte, ausdrücklich zu sehen verlangte und seitdem, wo es die Gelegenheit mit sich brachte oder sich Veranlassung dazu ergab, mit einer gewissen ruhigen Unbefangenheit in ihrer Nähe duldete. Der ernste Ton seiner Unterhaltung sagte ihr offenbar zu, und es war seltam, daß sie, wo es sich nicht vermeiden ließ, über ihre Verhältnisse, ihre Stellung, ihren Zustand zu reden, außer dem alten Arzt dies am liebsten mit ihm besprach. Sein Wesen, seine ganze Weise rechtfertigte freilich dies — wir wollen, obgleich es im Grunde wohl noch mehr war, kurz sagen: Vertrauen. Wer ihn vordem, in seiner guten Zeit gekannt und dann die traurige Veränderung beobachtet hatte, die seitdem mit ihm vorgegangen war, durfte nunmehr wohl mit freudigem Erstaunen den neuen Wechsel wahrnehmen: das war der Bilingsfelden seiner besten Zeit, voll Würde und Ehre, ein adliger Mensch, der Mann, zu dem das traurigste Herz Vertrauen fassen und an dem das vertrauensloseste und angstvollste sich halten und wieder

aufraffen konnte. Ja, selbst an seinem Aeußern hatte sich dieser Wechsel während der vergangenen rastlosen Monate vollzogen. Sein Haar freilich konnte nicht wieder dunkel werden, wie vordem, aber aus seinen Augen und seinen Zügen verloren sich die Spuren des gegen Alles gleichgültigen oder Alles mißachtenden Hinlebens und es traten an ihre Stelle diejenigen, welche uns das Bewußtsein des eigenen Werths, des Zwecks und Ziels anzeigen, welche der Mensch in seinem Dasein findet und verfolgt.

In dieser Beziehung war die schwere Sorge, mit der Henriette Bilingsfelden's Ankunft und den Zweck seines Erscheinens vernommen und ihm zuerst begegnet war, gleich anfangs erleichtert und nach und nach völlig von ihr genommen, und auch die andere, fast noch schwerere begann zu weichen, wie Charlotte seine Gegenwart und Begleitung ertragen werde. Sie sah, wie wir anführten, die Freundin nicht feig oder schwach zurückweichen vor dem Manne, dem ihr tiefstes Wesen von jeher zu eigen gewesen, ohne doch jemals ihm zu eigen sein zu wollen und zu dürfen, sie sah sie vielmehr an ihm, an seiner Würde und Ehre, seiner Klarheit und Ruhe sich ermannen und aufrichten. Und diese Beobachtung machte sie nun auch auf der Reise von Tag zu Tag zufriedener und vertrauensvoller für

die Zukunft; hier, wenn irgendwo, erkannte sie das erste sichere Zeichen der fortschreitenden Genesung, welche der Arzt prophezeit hatte, die neu sich regende, erstarkende Kraft des Geistes und Herzens, den muthig aufgenommenen Kampf gegen die bisherige müde und kranke Schwäche.

Und die Zeichen mehrten sich, die Kräfte nahmen sichtbar zu, die Augen blickten lebensvoller und theilnehmender um sich her, und ein leises Roth begann in den Wangen zu schimmern. Die Tage waren freilich auch so wunderschön, wie man sie selten in dieser späten Jahreszeit zu erleben hat; die langsam durchzogenen Gegenden erschienen in dem eigenthümlichen Reiz und Schmuck des bunten Herbstlaubes und waren, da man immer weiter ins Unterland hinabkam, überall belebt und durchklungen von dem fröhlichen Jubel der Weinlese. Da konnte wirklich auch der Traurigste nicht mehr traurig und der Muthloseste nicht länger muthlos bleiben. Da begann der Glanz umher sich wiederzuspiegeln in Charlottens Augen und ein leises Lächeln flog zuweilen durch die stillen Züge. Es kam wohl vor, daß sie Henrietten, die allein bei ihr im Wagen saß — Bilingsfelden fuhr in einem andern voraus und man sah sich nur auf den Stationen oder auch erst abends im Nachtquartier — plötzlich, wie

von ihrem Gefühl übermannt, die Hand hinbot und ein bewegtes: „Wie iſt's ſo ſchön, ſo ſchön in der Welt!" laut werden ließ. Es konnte Henrietten freilich nicht entgehen, daß ſich im Innern daran gewöhnlich ein Nachſatz ſchließen mochte, der um ſo ſchwermüthiger war.

Und einmal klang wirklich wenigſtens ein Theil dieſes Nachſatzes aus ihr heraus. Denn da ſie nach einer ſolchen Aeußerung Henriettens Hand losließ und in die Wagenecke zurückſank, blieb ſie dort ruhen, die Augen wie träumend auf die anmuthige Gegend gerichtet, bis die Thränen heraufdrangen und den Blick verſchleierten. Und als Henriette bittend ſagte: „Aber mein liebes Herz, was bewegt Dich ſo?" — da lehnte ſie ſich gegen die Freundin und legte den Arm um ſie und den Kopf an ihre Bruſt und ſprach leiſe: „Ja, ſo ſchön, ſo ſchön! So reich, ſo warm, ſo fröhlich und glückſelig! Und nur ich darin verloren, für Frohſinn und Glück, für Euch, für mich ſelbſt! Was ſoll ich, wie kann ich noch leben? Wo gibt's für mich noch einen Platz darin?"

Henriettens Herz zuckte, aber ſie nahm ſich gewaltſam zuſammen. Dieſem unſeligſten Traum des armen Kopfes durfte ſie am wenigſten nachgeben, ihn am wenigſten ſich wieder feſtſetzen laſſen. „Charlotte",

ſagte ſie mit bebender Stimme und dennoch aus dem tiefſten Ernſt und der heißeſten Liebe ihres Herzens, „ſchau' in Dich ſelbſt, ſchau' auf uns und um Dich her — biſt Du auch in Dir ſelbſt, biſt Du für uns verloren? Und wenn noch ſo ſehr an uns geſündigt wird und wir dem Verbrechen unterliegen, bis in unſer Inneres reicht die Sünde nur mit unſerm eigenen Willen, unſer tiefſtes Selbſt kann auch durch das furchtbarſte Verbrechen nicht berührt werden. Das mag betäubt werden und gebeugt für lange, lange Zeit — ſo, wie Du es erfahren mußteſt — aber gebrochen wird es nicht. Es kann, es ſoll, es muß ſich wieder faſſen, ſich in ſeiner Unverletztheit und Schuldloſigkeit wieder empfinden lernen, es muß ſich klar werden, daß es nicht verloren, nein, daß es gerettet iſt. Das mußt Du begreifen, das mußt Du fühlen, das mußt Du wollen, Charlotte. Sei verloren in der Welt und für dieſelbe, in Dir ſelbſt und für Dich ſelbſt, in Deiner Heimat, bei den Deinen biſt Du gerettet — vor der Welt und ihrer Sünde."

Charlotte erwiderte nichts. Sie ruhte ſtill am Herzen der Freundin und ihre Thränen floſſen unaufhaltſam. Henriette ließ ſie gewähren. Es war ihr, als wiche mit dieſen Thränen der ſchwerſte Druck vom Herzen und das letzte Dunkel, die letzte finſtere Starrheit aus dem Haupt. Schon daß ſie dieſe finſterſten

Träume, dieſe ſchwerſten Fragen ihres Lebens gegen Andere laut werden, daß ſie Andere daran Theil nehmen ließ, konnte nur ein Schritt zur Beſſerung ſein.

So näherten ſie ſich allmälig Othmaringen.

Die eigentlich ſchweren Tage mochten für das ſtille Haus und ſeine Bewohner freilich vorübergegangen ſein, ſeit Bilingsfelden damals dem alten Pfarrer die Aufklärung gebracht und Charlottens Unſchuld verbürgt hatte; der Liebling war den alten Leuten von neuem geboren und theurer als je geworden. Baron Othmar nannte ihren Namen wieder, Frau von Soldnau erwachte aus ihrer Stumpfheit und ſchloß die Poſttaſche mit zitternden Händen ſelber auf. Allein das Alles war eben umſonſt, und die ſchlimmſten Tage kamen erſt jetzt, die Tage des Harrens und Bangens, der troſtloſeſten Ungewißheit, der qualvollſten Sorge. Die Ferne blieb todtenſtill, und da auch von Bilingsfelden keinerlei Kunde kam, fanden ſich die alten Menſchen völlig von der Welt abgeſchnitten; ja ſelbſt als nach vierzehn Tagen Bilingsfelden ſeinen Unfall meldete, der ihn zum Aufſchub ſeines Rettungswerkes zwang, und den von ihm erkundeten Aufenthalt Charlottens angab, wurde dadurch nichts gebeſſert. Im Gegentheil empfanden ſie zu Othmaringen erſt jetzt auf das bitterſte ihre Vereinſamung, ihre Hülfloſigkeit und die Schwäche

des Alters, welches jedes persönliche Handeln ihnen unmöglich machte.

Sie wußten nun obendrein, wie einsam das arme Kind in der Fremde stand, ohne Halt und Stütze, ohne Freund, ohne Glauben und Vertrauen. Denn daß auch Henriette nicht dort, dafür bedurften sie nicht einmal der bestätigenden Aussage Christoph's. Von ihr hätte eine Kunde eintreffen müssen — die Zofe hing von ihrer Herrin und deren entschiedenem Willen ab. Und auf die bedenklichen Andeutungen Bilingsfelden's legte der Pfarrer, der dieselben selbstverständlich für sich behalten hatte, keinen Werth. Was dort auch vorgefallen sein mochte, ja auch wenn das ernste und strenge Mädchen sich selbst verloren hätte, was Florian für unmöglich hielt, der Bund mit Charlotten, die Liebe und Treue für diese mußte über alles Andere triumphiren und das Mädchen augenblicklich wieder an die Freundin und ihr Geschick fesseln, sobald das Unglück hereinbrach.

Baron Othmar hatte gut sagen, wie erbarmungslos seine Strafe gegen den Verderber seines Kindes sein werde, jetzt, wo sie eintreten sollte, blieb das Wort eben nur eine ohnmächtige Drohung. Was konnte er, gerade er denn dem Grafen thun, als demselben seine tiefste Verachtung aussprechen, als derselbe

ihm in dieſer Zeit endlich wirklich einen ſeiner heuchleriſch würdigen und zärtlichen Briefe zu ſchreiben wagte? Wie die Sachen ſtanden, konnte er ja nicht einmal in der Welt, in der Geſellſchaft als ſein Ankläger auftreten, geſchweige denn als wirklicher Angreifer und Verfolger!

Und wie hier, ſo ging es allerwärts. Daß man vom Fürſten, von der Regierung keine Unterſtützung zu erwarten hatte, war bei des Barons Stellung und der in den höchſten Regionen herrſchenden Stimmung ſelbſtverſtändlich und nicht minder begreiflich, daß man von Othmaringen aus nicht die Mittel in Anſpruch nehmen konnte, die den Behörden zur Auffindung eines Verſchollenen zu Gebote ſtehen. Von den Verwandten in der Reſidenz, die durch Dagobert und auch ſonſt zunächſt bei dem unſeligen Fall betheiligt waren, konnte am wenigſten die Rede ſein. Da eine Verbindung mit Dagobert ausgeſchloſſen war, lag es, wenn in irgend Jemandes, gerade in ihrem Intereſſe, daß Vater und Tochter auseinander gehalten würden, daß in der letztern diejenige verſchwand, die allein noch zwiſchen ihnen und der großen Familienerbſchaft ſtand, der alten bittern Feindſchaft gar nicht einmal zu gedenken, von der Baron Othmar gerade bei dieſer Gelegenheit mit Sicherheit Proben zu erhalten erwartete.

Man knüpfte die alten Verbindungen wieder an, die man vordem in der Reſidenz und ſonſt gehabt. Sie waren in dieſem Falle gleichfalls einfluß- und erfolglos und vermochten nur jene auf und ab wogenden Gerüchte nach Othmaringen gelangen zu laſſen, an denen die Geſellſchaft ſich unterhielt, und von der Strömung und Gegenſtrömung Kunde zu geben, die in dem Urtheil über den Grafen und Hildegard, über Charlotte und Bilingsfelden ſich bemerkbar machten. Darin war um ſo weniger Troſt, als der Baron noch immer nicht ſeine Mißſtimmung gegen den letztern zu überwinden vermochte und ſich nur mit Widerſtreben darein fand, trotzdem in ihm den Einzigen zu ſehen, von dem man endlich eine wirkliche Hülfe erwarten konnte, und als Frau von Soldnau hier von neuem eine Beſtätigung ihrer alten Sorgen und Befürchtungen fand.

Florian Hausmann nahm die Hülfe und Thätigkeit ſeines alten Freundes, des Biſchofs, in Anſpruch, die ihm mit Herzlichkeit und Theilnahme verheißen wurde, aber ohne Erfolg blieb. Er wandte ſich, wie das bei der genauen Verbindung der katholiſchen Geiſtlichkeit an die Hand gegeben ſchien, an ſeinen Amtsbruder in G., in deſſen Nähe die letzten Spuren des geliebten Flüchtlings entdeckt worden waren. Die Antwort

konnte die Anwesenheit bestätigen, zugleich aber auch nur die Abreise melden und Nachforschungen verheißen, die erfolglos blieben. Und endlich wandte der alte Getreue sich trotz Bilingsfelden's Abmahnungen dennoch an Prinzeß Constanze, um gerade von ihr die untröstlichste, härteste Beurtheilung des Falls und der Menschen zu erhalten und die finstere Mahnung zu empfangen, man möge sich zu Othmaringen in sein Geschick ergeben, wie sie es in das ihre habe thun müssen.

So standen die Dinge, als man von einem Correspondenten in der Residenz die Nachricht erhielt, daß die Stiftsdame abgereist sei, man sage, um ihre Nichte Hildegard und den Grafen Felix in der Stille zu besuchen. Diese Kunde machte auf den Baron Othmar einen geradezu bestürzenden Eindruck. „Ich hab' es gefürchtet", sagte er, nachdem er tagelang völlig verstummt war, plötzlich mit bebender Stimme zum Pfarrer, „es konnte nicht ausbleiben. Sie konnte sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, noch einen Schlag gegen uns zu führen. Findet sie Charlotte, so ist mein Kind verloren." Er war auch diesmal zu keiner weitern Aeußerung zu bewegen.

Da kam endlich, endlich der erste leise Trost durch Bilingsfelden's Mittheilung, daß er den Flüchtling

zwar nicht mehr in der Gegend von G. gefunden, aber seine Spuren entdeckt habe und rastlos auf denselben weiter gehe. Und eine neue Nachricht meldete die neuen Fortschritte, und dann endlich erzählte er, daß und wie er sie gefunden, wie sie leiblich gerettet worden, aber geistig ihm und den Ihren nur desto kränker zu sein scheine, und wie rasch und entschieden die Hülfe sein müsse, die nach seiner, nach Henriettens, nach des Arztes Ansicht jetzt in voller Wirksamkeit nur aus ihrer Heimat kommen könne. Denn die Scheidung von dieser und den Ihren sei ihr finsterster und gefährlichster Traum.

Da flogen denn die Briefe, selbst Baron Othmar raffte sich zum Schreiben auf, was er längst den Seinen überlassen hatte. Und es kamen wieder bessere, wenn auch noch traurige Nachrichten; nun schrieb auch Henriette endlich und erklärte und berichtete, was gegen sie zur Ausführung gekommen, was gegen Charlotte versucht worden. „Du siehst wohl", sagte Othmar zum Pfarrer, „ich habe mich nicht getäuscht. Ich kenne sie!" — Und dann vernahm man die Abreise und endlich — endlich erfuhr man den Tag der Ankunft.

Und der Tag war da. Er war klar und golden gewesen, wie alle seine Vorgänger während dieses späten

Herbſtes; aber als die Sonne hinter die Berge ſank, breitete ſich anfangs ein leichter Duft über die Bläue des Himmels, der ſich bald immer mehr verdichtete und auch auf die Berge umher herabſank und ſich durch das Thal trübe hinlagerte, endlich zum ſtillen grauen Nebel werdend, welcher Alles in ſeinen Schleier hüllte und jede Ausſicht verſchloß und die ganze Umgebung des ſtillen Hauſes gleichſam verſchwinden ließ. Wenn jemals der Vergleich: einſam, wie eine Inſel mitten im Ocean, anzuwenden war, hier traf er zu. Und als Baron Othmar in Erwartung der noch immer ſich verzögernden Ankunft mit Florian in den Portikus trat und ſorgen- und angſtvoll, wie ihn Niemand bisher gefunden, auch hier keine Ruhe fand, ſondern ſeinen Begleiter zu einem Gange um das Haus fortzog; und als ſie den Nebel ausgebreitet ſahen, grau und ſtill in der Dämmerung wie ein weites Meer, und die Terraſſen ſchon verſchwanden in ihm, ſodaß nur die kleine Oberfläche des Schloßhügels und das Gebäude ſelber noch aus ihm hervortrat, und wie und wohin ſie horchten, kein Laut zu ihnen drang als das leichte Ziehen des Windes, welcher das letzte Laub von den die Veranden überſpinnenden Ranken ſtreifte: da ſagte der Geiſtliche ergriffen zu dem alten Freunde: „Sieh, mein Alter, der Tag iſt ſo recht ein Bild von unſerem und unſeres Kin-

des Leben. Die Welt mit ihrem Glanz und ihrer Pracht ist versunken und verloren, und nur unser eigenes stilles Daheim, nur wir selbst sind uns geblieben. Mögen wir eines solchen Segens würdig bleiben!"

Da kam durch die tiefe Stille daher, vom Thal herauf ein fernes, leises Rollen, das sich allmälig verstärkte und immer näher klang, bis es, wo die Wagen auf der steilen Straße langsam fahren mußten, noch einmal fast ganz verschwand. Und da wurden die Köpfe der Pferde sichtbar und dann der Wagen, der die letzte kurze Strecke nun rasch durchflog und vor dem Portikus hielt. Und im nächsten Augenblick — wie das Alles so kam, darauf achtete Niemand — lag Charlotte vor des Vaters Füßen und ruhte aufgerissen an seiner Brust, in seinen zitternden Armen.

„Vater", stammelte sie, „Vater, vergessen hab' ich Dich und Othmaringen nicht, aber man hat Dich mir und mich Dir gestohlen und ich bin Eurer nicht mehr werth."

Und da versetzte der Alte, indem seine Arme sie umfaßten, als sollten sie nie mehr das Kind von seinem Herzen lassen, seine Stimme bebte, aber seine Stirn war voll Drohens: „Verzeih' Du mir, Charlotte, mein Kind, und bitte Gott mit mir, daß er mir verzeiht! Ich war der größte Sünder an Deinem Herzen.

Aber, mein Kind, ich habe in der Welt da draußen auf Menschen gerechnet und nicht auf Teufel."

Da trat der Pfarrer heran und legte ihr die Hände aufs Haupt und sagte voll Kraft: „Und ob die Menschen es übel mit Dir zu machen gedachten, mein liebes Kind, und ob Du da draußen, in ihrer Welt Dich verloren wähntest und verstoßen, Gott der Herr läßt Dich nicht verloren gehen, sondern führt Dich heim zu Deiner Heimat und den Deinen, zu Dir selbst. Da bist Du gerettet. Gott segne Deinen Eingang, wie wir ihn segnen."

Sie gingen hinein, wo Frau von Soldnau halb ohnmächtig ihrer harrte und nun mit tausend Thränen die Heimgekehrte in die Arme nahm.

Wir blicken heute, nachdem sechs inhaltschwere Jahre vergingen, auf das stille Othmaringen und die Menschen, welche hier ihre Zuflucht suchten und ihren Frieden.

Es sind Jahre, die gewaltsamer als irgend welche frühere in die Zustände Deutschlands eingriffen, das Bestehende mit furchtbarem Stoß über den Haufen warfen und fast Niemand, nicht den Höchsten, nicht den Geringsten auf dem alten Platz, in der alten Bahn ließen. Das Fürstenthum, zu dem Othmaringen gehört,

ist gleichfalls fortgekehrt, wenigstens glauben wir es beinahe, obschon wir's nicht genau wissen; wer fragt heutzutage noch nach der Existenz oder Nichtexistenz einer der armen kleinen Regierungen, deren eingebildete und angemaßte Bedeutung gerade durch diese letzten Jahre in ihrer vollen Nichtigkeit erwiesen wurde? Zum mindesten ist von dieser und dem Fürsten selber nirgends mehr die Rede, und daß Excellenz Othmaringen nicht mehr am Ruder ist, wissen wir bestimmt, da das Regierungsblatt schon lange vor der großen Katastrophe des Jahres 1866 seinen Austritt aus dem Dienst meldete.

Der Eindruck, den die Verhaftung seiner Schwester und die Anklage gegen sie hervorbrachte, die, obgleich vor dem Beginn des wirklichen Processes von gewissen Seiten für sie so gut wie für den Grafen Felix Eylingshausen und selbst Hildegard Himmel und Erde in Bewegung gesetzt wurden, dennoch durchgeführt, mit der Verurtheilung schloß, dieser Eindruck war allzu furchtbar, als daß irgend eine Macht der Welt ihm hätte Widerstand leisten können. Es hätte gar nicht einmal der Unbeliebtheit bedurft, deren der Minister und die Seinen in der Gesellschaft genossen, um ihn nicht minder als die entsetzlichen Verbrecher für immer aus dieser ausstoßen zu lassen. Ja, hätte man das Verbrechen

ſelbſt noch verzeihen oder doch vertuſchen und die Verbrecher um ihres Standes und deſſen ſogenannter Ehre willen retten mögen, daß ſie durch ſich ſelbſt und durch ihre Verbrechen die tiefe Fäulniß verrathen, welche gerade in der ſogenannten guten und vornehmen Geſellſchaft furchtbarer wuchert als irgendwo ſonſt, das machte, zumal nachdem der Proceß wirklich begonnen und immer ſchlimmere Züge ans Licht traten, jede Hülfe und jede Theilnahme unmöglich, ſei es auch nur, weil ſolche Hülfe und Theilnahme die ganze Decke vom Abgrunde geriſſen haben würde, von welcher die Unwürdigen und Wahnſinnigen jetzt Gott Lob nur ein Eckchen zu lüften gewagt hatten.

Die Geſellſchaft ſtrich alle dieſe Menſchen nicht nur aus den Herzen, ſondern auch aus den Köpfen, ſie wußte nicht mehr, ob ſie überhaupt exiſtirt hatten oder noch exiſtirten, und als nach einigen Jahren davon geredet wurde, daß die Stiftsdame Aurelie von Othmaringen zu einer mildern Haft begnadigt worden und daß Graf Felix bei einem Fluchtverſuch durch einen Sturz ſchwer verletzt und nach wenigen Tagen geſtorben ſei, ging das in dieſen Kreiſen ſpurlos vorüber, ja man erfuhr vielleicht gar nicht einmal davon. Auch von den Uebrigen, den alten Excellenzen, von Hildegard,

von Dagobert wußte man weder, wo, noch ob sie überhaupt noch lebten.

Für Charlotte und wer zu ihr gehörte, und für das Urtheil über sie ist diese erbarmensloſe Strenge nicht zur freundlichen Nachsicht gestimmt worden, und es ist sehr fraglich, ob und wie man sie wieder aufnehmen würde, falls sie von neuem in der Welt erscheinen möchte. Die Verehrung, welche die Gräfin Eylingshausen vordem genoß, und die Huldigungen, die ihr gewidmet wurden, sind seit jener Katastrophe zu * * vergessen und verschwunden, wie sie selber es seitdem blieb. Das Verbrechen, welches die arme Frau mit Allem brechen ließ, was man in der Welt als Regel und Gesetz angenommen und aufgestellt hat, und sie in die Flucht trieb, das Motiv, welches gerade diese Flucht veranlaßte, das Gefühl und der Sinn, welche sie selbst sich verloren heißen und fern von den Ihren weilen ließen, das Alles ward dem größten Theil der Gesellschaft kaum recht bekannt und niemals verständlich. Man sah darin immer zuerst und fast allein den furchtbaren Eclat der Flucht mit einem fremden Manne und das Umherziehen in der Fremde, das freilich stets in ein mysteriöses, darum aber nicht günstigeres Dunkel gehüllt blieb; es fand sich dort eben ein nur um so breiterer Platz für die Gerüchte, die wie Pilze aufschos-

ſen, und man hatte gleichfalls auch nur um ſo mehr Veranlaſſung zum Glauben an dieſelben. Die Menſchen von Herz und Kopf, von Ehre und Gefühl, die das Alles begriffen und auch, wie Bilingsfelden es gehofft hatte, gleich ihm für die Mißhandelte auftreten würden, waren in allzu geringer Zahl da, als daß ihre Stimme hätte durchdringen und ihr Urtheil das Allgemeine werden können. Sie ſind überhaupt nicht diejenigen, welche in der Welt den Ton angeben.

Es kam dazu, daß bei dem ſchmachvollen Proceß trotz aller gegen die Gräfin und ihre Begleiter geübten Schonung ihre Namen wenigſtens ſo häufig wie möglich herbeigezogen und ihre Perſönlichkeiten und Perſonalien von der Vertheidigung und den Verbrechern ſelber nach Kräften ausgenutzt wurden. Und wenn ſich daraus für die Richter wie für alle ehrenhaft und edel Denkenden auch nur eine noch größere Verworfenheit dieſer Verbrecher ergab und das Urtheil nur um ſo ſtrenger werden ließ, für die große Menge, für die Welt blieb davon leider nur allzuviel an den Unſchuldigen haften und fand ſich Mancherlei, was die Lügen glaubhaft machte und die Verleumdungen zu beſtätigen ſchien. An Bilingsfelden wagte man ſich nicht. Er hatte ſich in dieſen Stürmen wiedergefunden und war ganz und gar der Mann, der ſeinen Platz in der Welt

zu behaupten verstand. Charlotte aber und, wenn von ihr einmal die Rede war, auch Henriette hatten diesen Platz verloren.

Charlotte aber — von Henrietten reden auch wir nicht, sie ist mehr als je eins mit der Freundin! — verlangt auch nicht nach der Welt, die sie ausstieß. Sie hat längst aufs tiefste begriffen und in sich aufgenommen, was Henriette, was der alte Pfarrer ihr sagte: in der Welt verloren, daheim und in Dir selber gerettet! — Sie hat sich längst nicht nur aus jener finstern und müden Träumerei, sondern auch aus der erschreckenden Kälte und Nüchternheit, aus der Theilnahmlosigkeit, aus der stumpfen oder harten Resignation an jede Zukunft zu der frühern Harmonie und Klarheit, zu der anmuthvollen, schlichten Würde aufgerafft. Sie ist nicht mehr die Rose von Othmaringen, aber sie wurde für die Ihren, für ihre ganze Umgebung mehr als je zum Kleinod, zum Mittelpunkt des ganzen Lebens. Und sie sieht auch den Kreis des eignen Lebens und Wirkens, zumal seit Baron Othmar sie segnend die Augen schloß und sie den großen, ihr gesicherten Besitz übernahm, so weit, so reich und schön, daß sie weniger als je über denselben hinausblickt.

Sie hat aber auch in sich selber das Gleichgewicht wiedergefunden und jene tiefste Noth und jene schwere

Sünde überwunden, die sie in sich selbst, in ihrem Herzen zu finden wähnte, das ist, daß dies Herz, einem Andern verpflichtet, in seinem tiefsten Grunde doch nicht ihm, sondern dem zu eigen war und blieb, den es bei seinem ersten Erwachen in sich geschlossen hatte. Sie ist von dem erstern nun schon lange selbst im strengsten Sinne frei, und es hindert sie nichts, dem tiefsten Fühlen ihres Herzens nachzugeben. Allein wie innig und treu dasselbe auch sein mag und wie tief sie sich Bilingsfelden zu eigen fühlt, zu einer äußern Veränderung ihrer Stellung zu ihm führte es bisher nicht.

In der Welt, von der aus man denn doch zuweilen auf die Einsiedlerin blickt, welche zugleich die reichste Frau des Landes ist, und selbst in ihrer nächsten Umgebung erwartete man diese Veränderung mit Bestimmtheit, als man vor einigen Jahren den Tod der Prinzessin Constanze vernahm und damit das letzte Hinderniß schwinden sah, das es selbst in Charlottens Augen geben konnte. Allein man hatte sich getäuscht.

Als Bilingsfelden in dieser Zeit einmal, wie oft, nachmittags von Neideck nach Othmaringen herüberkam und nach einem langen Gespräch mit Charlotten abends ersichtlich ernst und nachdenklich zurückritt, sagte die Gräfin zur Frau von Soldnau und Henrietten in ihrer ruhig freundlichen Weise: „Er hat mich um meine

Hand gebeten, allein ich habe, wie die Sachen ſtehen und ich einen ſolchen Schritt anzuſehen vermag, ihm nicht zuſtimmen können, ſo tief und ganz ich mich ihm auch zu eigen fühle. Dieſer Schritt führte uns, ob wir wollten oder nicht, in die Welt zurück, die von mir und von der ich nichts will."

Und ſo iſt es bisher geblieben. Ob für immer? Wer vermag das zu ſagen! Die Liebe erſetzt Alles, aber ſie überwindet auch Alles.

Ende.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.
Papier von Julius Lange in Jeßnitz bei Deſſau.

Von **Edmund Hoefer** erschien ferner in der Verlagshandlung des „Album", Ernst Julius Günther in Leipzig:

Tolleneck.

Eine Erzählung aus der Napoleonischen Zeit.

Drei Bände.

Neue Ausgabe. Preis 22½ Ngr.

Der große Baron.

Eine Geschichte.

Zwei Bände. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Mütze und Krone.

Roman in fünf Bänden

von

Herman Schmid.

Preis 4 Thlr.

Von **Edmund Hoefer** erschien ferner in der Verlagshandlung des „Album", Ernst Julius Günther in Leipzig:

In Sünden.

Eine Familiengeschichte.

Zwei Bände. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine Geschichte von damals.

Ein Band. Preis 20 Ngr.

Vergangene Tage.

Geschichten.

Inhalt: Fräulein Else. Im Waldschloß. Ein Schrei.

Ein Band. Preis 20 Ngr.